pro
Christliches Medienmagazin

1 | 2016
www.pro-medienmagazin.de

Zurück zu den Wurzeln

Warum sich unsere Gesellschaft auf ihre Werte besinnen sollte

Oliver Welke

macht sich über Konservative lustig

Jacqueline Thießen

will als Model Pastorin werden

Johannes Hartl

begeistert Katholiken und Evangelikale

Liebe Leserin, lieber Leser!

Menschen aus Syrien, Afghanistan, Nordafrika oder vom Balkan kommen zu uns. Sehr viele in sehr kurzer Zeit. Sie bringen eigene kulturelle und religiöse Prägungen und Werte mit. Und diese Einwanderung verändert unsere Gesellschaft – aber wie? Und wie können wir diesen Wandel positiv mitgestalten?

Vielen Deutschen geht es wirtschaftlich so gut wie nie zuvor. Dennoch zeigen aktuelle Umfragen, dass die Verunsicherung zunimmt. Ungewissheit und diffuse Ängste erzeugen eine Spannung, wie es sie in den vergangenen Jahrzehnten selten gab. Sie spiegelt sich auch im Misstrauen gegenüber Politikern und Medien. Populistische Kräfte wie die Alternative für Deutschland schlagen aus diesen Sorgen Kapital. Radikale Parolen machen die Runde. Die Flüchtlingsfrage, so scheint es, wird für unsere Gesellschaft zum Scheideweg.

Sie fordert uns nicht nur politisch und organisatorisch heraus. Sie stellt auch unsere gesellschaftliche Identität in Frage – wenngleich im besten Sinne: Wir müssen uns fragen lassen: Wofür stehen wir, was sind unsere Wertmaßstäbe, und wie vertreten wir selbstbewusst das, was die freien Gesellschaften ausmacht und stark gemacht hat? Menschenwürde, Nächstenliebe, Toleranz, Freiheit – diese Werte sind elementar. Aber sie sind nicht selbstverständlich. Sie haben viel mit dem christlich-jüdischen und dem humanistischen Erbe Europas zu tun. Doch diese Werte bleiben abstrakte Begriffe, wenn wir sie nicht mit Leben füllen und uns nicht auf ihre Herkunft besinnen.

Christen können hier einen wertvollen Beitrag leisten – und dazu möchten wir mit den Beiträgen unseres Titelthemas Mut machen: So erklärt der Historiker Larry Siedentop, dass unsere Wertvorstellungen biblische Wurzeln haben und mit der christlichen Tradition zusammenhängen (Seite 12). Gerade Christen können Brücken bauen zu Migranten aus der muslimischen Welt, sagt der Theologe und Islamkenner Kurt Beutler im Interview (Seite 14). Denn für viele Muslime ist Religiosität ein wichtiger Wert, von dem sie in Deutschland kaum etwas wahrnehmen.

Werte vermittelt auch die Stiftung „Bildung.Werte.Leben“ von Michael Bremicker (Seite 36). Der frühere Manager im Familienunternehmen ABUS ist aus der Firma ausgestiegen – heute hilft er jungen Menschen. Der Dokumentarfilmer Lukas Augustin berichtet auf Seite 24 davon, wie er in Ruanda Überlebende und Täter des Völkermords mit der Kamera begleitet hat. Dabei stellte er fest: Versöhnung hat eine große Kraft. Diese Erkenntnis kann auch uns eine Perspektive vermitteln.

Ich wünsche Ihnen eine gewinnbringende Lektüre dieser pro,

Ihr Christoph Irion

Inhalt 2
Meldungen 4
Leserbriefe 17
prost! 51

TITELTHEMA

Nicht ohne unsere Wurzeln
Wertebewusst der Migration begegnen 6
„Es gibt keinen Konsens über europäische Werte“
Der israelische Journalist Eldad Beck übt Kritik 10
Freiheit hat einen Grund
Über die christliche Basis westlicher Werte 12
„Der Schandfleck muss beseitigt werden“
Islamkenner Kurt Beutler erklärt die Ehrenkultur 14

MEDIEN

„Deutschland verzichtet auf Staatsmedien“
Steffen Flath verteidigt öffentlich-rechtliche Sender 16
Gute Pixel, schlechte Pixel
Wie die Altersfreigabe auf Filme und Computerspiele kommt 20

pro KOMPAKT

Bleiben Sie jede Woche auf dem Laufenden! Unser pdf-Magazin proKOMPAKT liefert Ihnen jeden Donnerstag die Themen der Woche auf Ihren Bildschirm.
Durch die ansprechend gestalteten Seiten erhalten Sie schnell einen Überblick. Links zu verschiedenen Internetseiten bieten Ihnen weitergehende Informationen.
Bestellen Sie proKOMPAKT kostenlos!
www.proKOMPAKT.de | Telefon (06441) 915 151

Raphael Müller hat mit 16 Jahren schon mehrere Bücher veröffentlicht.

Am Ende zählen nicht die Klicks
Facebook kann Freundschaften nicht ersetzen 23
„Versöhnung ist universell“
Der Filmemacher Lukas Augustin hat in Ruanda Opfer und Täter des Völkermordes begleitet 24
Das Model, das auf die Kanzel will
Pastorin ist Jacqueline Thießens Traumberuf 26
Mit Gott im Bad
Gott kommt im Radio ganz nebenbei vorbei 29
Das Lachen bleibt im Halse stecken
Die satirische „heute-show“ hat es auf Christen und Konservative abgesehen 30
Nicht einfach nur traurig
Wie Depressionen auf Twitter klingen 32

GESELLSCHAFT

Globalisierung ist gut!
Eine Kolumne von Wolfram Weimer 35
Folge deinem Herzen
Michael Bremicker gibt seinen Managerposten auf, um jungen Menschen Werte zu vermitteln 36
Die Familienunternehmerin
Angelika Steeb ist die starke Frau hinter dem Generalsekretär der Deutschen Evangelischen Allianz 38
Die Zwölf Stämme und die „wahre Liebe“
Zu Besuch bei einer umstrittenen Sekte 40
„Deutschland braucht meeeeeeeehr von Jesus“
Die „Mehr“-Konferenz zieht charismatische Evangelikale und Katholiken an 44

KULTUR

Gegen die Sprachlosigkeit
Raphael Müller kann nicht sprechen, dafür schreibt er Bücher 48
Auf der Suche nach dem Blues
Ein Musiker am Scheideweg 52
Musik, Bücher und mehr
Neuerscheinungen kurz rezensiert 54

IMPRESSUM

christlicher medienverbund kep

Herausgeber Christlicher Medienverbund KEP e.V.
Postfach 1869 | 35528 Wetzlar
Telefon (0 64 41) 9 15 151 | Telefax (0 64 41) 9 15 157
Vorsitzende Margarete Hühnerbein | Geschäftsführer Christoph Irion
Redaktion Moritz Breckner (CvD), Nicolai Franz, Daniel Frick, Elisabeth Hausen, Anne Klotz, Anna Lutz, Norbert Schäfer, Judith Schmidt, Martina Schubert, Jörn Schumacher, Jonathan Steinert (Planer dieser Ausgabe), Dr. Johannes Weil, Swanhild Zacharias
E-Mail info@pro-medienmagazin.de | kompakt@pro-medienmagazin.de

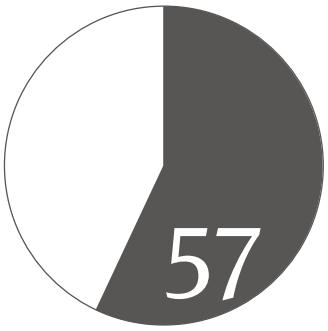
Lesertelefon (0 64 41) 9 15 171 | Adressverwaltung (0 64 41) 9 15 152
Anzeigen Telefon (0 64 41) 9 15 167 | anzeigen@pro-medienmagazin.de
Internet www.pro-medienmagazin.de
Satz/Layout Christlicher Medienverbund KEP
Druck Dierichs Druck+Media GmbH & Co KG, Kassel
Bankverbindung Volksbank Mittelhessen eG | Kto.-Nr. 40983201, BLZ 513900 00 | IBAN DE73 5139 0000 0040 9832 01, BIC VBMHDE5F
Beilage Israelnetz Magazin (16 Seiten)
Titelfoto nito100, thinkstock

Islamismus ist größte Gefahr für Christen

Die Situation der Christen weltweit hat sich verschärft: Im vergangenen Jahr sind etwa doppelt so viele Christen wegen ihres Glaubens ermordet und Kirchen attackiert worden wie im Jahr zuvor. Das geht aus dem diesjährigen Weltverfolgungsindex des christlichen Hilfswerks Open Doors hervor. Darin listet die Organisation die Länder auf, in denen Christen am stärksten verfolgt werden. „Erneut und stärker denn je“ sei islamistischer Extremismus die Hauptursache dafür, dass Christen an der Ausübung ihres Glaubens gehindert, deswegen diskriminiert oder brutal verfolgt werden. Das treffe auf 35 der 50 gelisteten Länder zu. Besonders gefährlich sei die Situation aufgrund des Islamismus für Christen im Irak und Iran, in Syrien, Afghanistan und Pakistan sowie in den nordafrikanischen Ländern Libyen, Sudan und Somalia. Das nordostafrikanische Land Eritrea hat sich auf der Rangliste von Open Doors von Platz neun auf drei verschlechtert. Grund dafür sei neben islamistischem Extremismus vor allem das diktatorische Regime, das keinerlei freie Meinungsäußerung und Opposition zulasse. Religiöse Radikalisierungen gebe es zudem auch unter Hinduisten, was sich im vergangenen Jahr vor allem in Indien in Übergriffen gegen Christen niedergeschlagen habe. Auf dem ersten Platz des Indexes steht nach wie vor Nordkorea. Diktator Kim Jong-un sperre Christen in Arbeitslager, wo sie gefoltert würden oder an Unterernährung und den Folgen der Zwangsarbeit stürben. | JONATHAN STEINERT

Foto: Open Doors

Christen aus dem Nahen Osten leiden besonders unter der Verfolgung und Unterdrückung durch Islamisten. Auch in den offiziellen UN-Flüchtlingslagern sind laut Open Doors kaum Christen, weil sie dort als Minderheit von Muslimen unter Druck gesetzt würden.



prozent

der Deutschen vertrauen bei ihrer Suche nach Nachrichten und aktuellen Informationen den traditionellen Medien wie Fernsehen, Radio und Zeitung. Das ergab das diesjährige Vertrauensbarometer der Communications Marketing Agentur Edelman, das regelmäßig das Vertrauen in gesellschaftliche Institutionen untersucht. Vor zwei Jahren schenkten noch 69 Prozent der Befragten den klassischen Medien ihr Vertrauen. Das Internet mit seinen verschiedenen Quellen hat deutlich an Vertrauen gewonnen. Vor allem Inhalte, die es nur online gibt, haben in der Gunst der Nutzer aufgeholt: Im Vorjahr vertraute ihnen ein Drittel der Befragten, in der aktuellen Erhebung sind es 46 Prozent. Noch weiter vorn rangieren Suchmaschinen, denen 56 Prozent der Befragten vertrauen – und die damit fast gleichauf mit den klassischen Medien liegen. In der Generation der „Millennials“, die zwischen 1980 und 1999 geboren wurden, liegen die Suchmaschinen im Vertrauens-Ranking mit 59 Prozent sogar noch vor Radio, Fernsehen und Zeitung.

Vertrauen eingebüßt hat auch die Bundesregierung, vor allem bei der Einkommens- und Bildungselite. In der vorigen Erhebung gab noch die Hälfte deren an, der Bundesregierung zu vertrauen. In diesem Jahr sind es 45 Prozent. Im gesellschaftlichen Durchschnitt vertrauen nur 39 Prozent der Deutschen den regierenden Bundespolitikern.

Die Agentur Edelmann führt die Studie zum Vertrauensbarometer seit 16 Jahren durch. Für die repräsentative Erhebung wurden über 33.000 Menschen in 28 Ländern online befragt. | JONATHAN STEINERT

Drei Fragen an Ulrich Eggers

Foto: Bundes-Verlag

Ulrich Eggers, Geschäftsführer des SCM-Verlags, betont, dass Christen gerade in Konflikten um Einheit kämpfen sollten

Nach Interviews des Vorsitzenden der Deutschen Evangelischen Allianz, Michael Diener, über das Bibelverständnis und den gemeindlichen Umgang mit Homosexuellen, wurde über eine Spaltung der Evangelikalen diskutiert – der Theologe Ulrich Parzany hat inzwischen ein neues Netzwerk gegründet. Der Geschäftsführer des SCM-Verlags, Ulrich Eggers, rät zu mehr Gespräch und Geduld.

pro: Ist die Sorge gerechtfertigt, dass sich die evangelikale Bewegung spalten könnte?

Ulrich Eggers: Die Sorge ist nachvollziehbar. Wobei der gegenwärtige Konflikt vor allem ein Symptom ist für das langsame Auswandern von Überzeugungen in unserer Bewegung. Wir haben das unterschätzt und zu spät offen angesprochen. Jetzt haben wir Nachholbedarf. Diese komplexen Fragen unserer Zeit zerren an jeder Gemeinde, an jedem einzelnen Menschen. Da braucht es gute, nachvollziehbare Argumente, sonst rutschen uns unsere Antworten innerhalb der nächsten Generation einfach weg.

Wie sollten sich Gemeinden im Moment verhalten?

Wir sollten uns vor allem viel Zeit lassen, um in Ruhe und großer Sorgfalt nachzudenken. Streit hält uns immer von unserem positiven Auftrag als Gemeinde ab. Sicher müssen da auch klare Signale von den Kirchen- und Verbandsleitungen kommen. Ich glaube, dass uns dieses Nachdenken eher Jahre als Monate kosten wird. Wenn wir nicht gute, tragende Antworten finden und Wege, respektvoll miteinander umzugehen, werden die Konflikte nur weiter wuchern. Und wir müssen beide Fragen noch einmal vertieft angehen: Die theologische und gemeindepraktische Bewertung von Homosexualität – und die Frage, wie wir miteinander umgehen wollen, falls wir hier keinen Konsens finden.

Wie können wir damit umgehen, wenn Mitchristen über zentrale Fragen anders denken?

Ich bin nicht bei Facebook engagiert, höre aber immer wieder, wie schnell dort beide Seiten eines Streits mit großer Arroganz oder Härte zuschlagen. Egal, worum es geht: Das scheint mir nie ein gutes Zeugnis für den Glauben zu sein. Wir sollen an der Liebe zueinander erkannt werden. Wo soll sich denn Liebe bewähren, wenn nicht gerade in solchen Konflikten? Wo will ich denn Respekt zeigen und Demut vorleben, wenn nicht in solchen Auseinandersetzungen? Wann gilt es, um Einheit zu kämpfen, wenn nicht im Konflikt? | **DIE FRAGEN STELLTEN MARTIN GUNDLACH UND ROLF KRÜGER**

Fotos: Arika Stovall/Facebook | Kimberly Henderson/facebook

Unfallopfer Arika Stovall (l.) und die junge Mutter Kimberley Henderson (r.) sagen, Gott habe rettend in ihr Leben eingegriffen

Erfolg im Netz: Bunte postet Videos über Gott

Die Illustrierte Bunte hat im Januar auf ihrer Facebook-Seite zwei Videos geteilt, in denen Menschen über ihre Erfahrungen mit Gott sprechen. Ein Film erzählt davon, dass Gott eine Frau von einer Abtreibung abgehalten hat. Über 1,7 Millionen Mal wurde der Clip bis Anfang Februar aufgerufen und die Leser klickten 26.500 Mal auf den „Gefällt mir“-Knopf. Die Sängerin und alleinerziehende Mutter Kimberly Henderson saß im Krankenhaus und wollte ihre Tochter abtreiben lassen. In der Klinik betete sie zu Gott, er möge ihr ein Zeichen und die Kraft geben, die Abtreibung nicht machen zu lassen. Als Henderson aufgerufen wurde, suchte sie in ihrer Handtasche nach ihrem Ausweis. Dabei fiel eine Karte mit dem Bibelspruch „Fürchte dich nicht, denn ich bin mit dir“ (Jesaja 41,10) heraus. In dem Video wird Henderson zitiert: „Ich wusste in diesem Moment, dass Gott zu mir sprach, und ich sagte der Schwester, dass ich meine Meinung geändert habe.“ Henderson verließ die Klinik und gebar 2013 ihre Tochter. Die junge Mutter sagt: „Durch sie bin ich heute der glücklichste Mensch der Welt.“

Von Gott als Lebensretter erzählt das Video über die junge Amerikanerin Arika Stovall. Sie und ihr Partner hatten an Neujahr einen schweren Autounfall, als sie einem LKW ausweichen mussten. Das junge Paar erlitt bei dem Unfall nur ein paar Schnittwunden und Prellungen. Für Stovall hat ihr Überleben einen Grund: „die Liebe und Kraft Gottes“. Das Video wurde bislang über 335.000 Mal aufgerufen und mehr als 2.200 Mal geteilt. | **MARTINA SCHUBERT**

Nicht ohne unsere Wurzeln

Millionen Migranten kommen derzeit nach Deutschland und Europa. Sie bringen ihre Kultur und Werte mit. Das stellt uns vor die Fragen: Wer sind wir? Was macht uns aus? Worauf beruhen unsere Werte? Das scheint uns oft nicht so klar zu sein. Das Bewusstsein für unsere christlichen Wurzeln ist immer weniger in der Gesellschaft verankert. Umso wichtiger ist es, uns darauf zu besinnen und Werte vorzuleben, statt in Panik zu verfallen. | **VON JONATHAN STEINERT**

Der Kölner Dom ist ein Inbegriff für den Glauben und die Kultur, die unsere Gesellschaft geprägt haben. Die Übergriffe in der Silvesternacht vor diesem symbolträchtigen Bauwerk haben gezeigt, wie verletzlich unsere Werte sind.

Foto: Liane Metzler

Das Jahr 2016 begann mit einem Paukenschlag. Die Ereignisse zu Silvester in Köln und anderen Städten – sexuelle Übergriffe, Gewalt und Diebstahl, an denen vorwiegend Männer nordafrikanischer Herkunft beteiligt waren – sowie die anschließende Debatte darüber haben mit einiger Wucht gezeigt: Migranten im Allgemeinen und Flüchtlinge im Besonderen werden Deutschland und Europa auch in diesem Jahr weiterhin und verstärkt beschäftigen – und das vor dem Hintergrund ihrer Kultur und „unserer" Werte.

Die öffentliche Auseinandersetzung darüber ist polarisiert, sie hat in weiten Teilen an Sachlichkeit und Rationalität verloren, nimmt zuweilen hysterische Züge an. An der Diskussion über die Silvesterereignisse zeigt sich das beispielhaft: Die einen schlugen sogleich Alarm, verurteilten die Migrationspolitik der Bundesregierung, oder verglichen die Übergriffe mit den rechtlosen Zuständen am Ende des Zweiten Weltkrieges. Die anderen verwahrten sich dagegen, eine Erklärung für die Ereignisse auch im kulturellen Hintergrund der Täter zu suchen, betonten, dass auch deutsche Männer sexuelle Gewalt an Frauen ausübten, und zogen mit Verweis auf allerdings falsche und weit übertriebene Zahlen Vergewaltigungen während der Oktoberfeste als Beleg dafür heran. Medien gerieten unter Beschuss, weil sie zum Teil zu spät reagierten, der Vorwurf der

„Wer tiefe Wurzeln hat, braucht den Sturm nicht zu fürchten."

Vertuschung wurde gegenüber Politik, Polizei und Journalisten laut, die Parole „Lügenpresse" erhielt neues Futter. Fakten, Vorurteile und Vermutungen gerieten in ein undurchsichtiges Gemenge. Das war zudem fruchtbarer Boden für gezielt manipulierte Informationen.

Die Art und Weise, wie diese Debatte geführt wird, gibt die Stimmungslage der Gesellschaft wieder. „Willkommen im Panikland" lautete der Titel eines Artikels von Zeit Online. Die Panik mancher ist Ausdruck eines tiefer liegenden Gefühls von Angst und Verunsicherung. Angst vor männlichen muslimischen Migranten; Angst, jemanden zu diskriminieren; Angst, Vorurteile zu schüren; Angst, aufgrund seiner Meinung als „rechts" gebrandmarkt zu werden; Angst vor Populisten; Angst, seinen Job als Politiker zu verlieren; Angst, mögliche Fehleinschätzungen zuzugeben; Angst vor der Veränderung unserer Gesellschaft und der Ungewissheit, wie es mit unserem Land weitergehen wird.

Weniger als die Hälfte, 41 Prozent, der deutschen Bevölkerung ging mit Hoffnungen in das Jahr 2016. Das ergab eine Befragung des Instituts für Demoskopie Allensbach. Weniger waren es zuletzt vor sechs Jahren während der Finanzkrise, als nur ein Drittel der Bevölkerung angab, hoffnungsvoll ins Jahr zu starten. Im vergangenen Jahr waren es 56 Prozent. Dafür ist der Anteil derer, die die gegenwärtige Zeit als „besonders unsicher" wahrnehmen, auf 58 Prozent gestiegen. Ende November 2012 waren es noch 48 Prozent. „Anscheinend haben viele das Gefühl, die Orientierung, den Halt zu verlieren", resümieren die Forscher. Häufig ist in dem Zusammenhang auch die Sorge zu vernehmen, dass Deutschland seine Identität, seine Werte verliere, wenn immer mehr Menschen mit anderem kulturellen, vorwiegend islamischem Hintergrund hierher kommen.

Werte müssen gelebt werden

Angst und Unsicherheit verleiten dazu, einfache Antworten auf komplexe Fragen zu geben. Sie können sich mit Hass vermengen – über 1.000 Anschläge auf Flüchtlingsunterkünfte im vergangenen Jahr sprechen eine deutliche Sprache, genauso wie Angriffe auf Politiker und Journalisten. Und sie können zu Resignation und Abgrenzung führen. Doch wenn wir wollen, dass die Menschen, die hierher kommen und wahrscheinlich nicht sofort wieder gehen werden, unsere Werte akzeptieren und sie bestenfalls auch leben, dann müssen wir ihnen auch die Chance dazu geben. Sich abzugrenzen und Feindbilder zu pflegen, führt nicht weiter – genausowenig, wie sich hinter vermeintlicher Toleranz zu verstecken und die eigenen Werte zu verleugnen. Zum einen müssen wir uns als Einzelne wie als Gesellschaft klar machen, für welche Werte wir stehen, worauf unser moralischer Kompass beruht. Zum anderen gilt es, dafür auch einzustehen und sie mit Leben zu füllen. Wie sonst sollen Menschen, die zu uns kommen, davon erfahren?

Freiheit des Individuums, Gleichberechtigung, die Würde des Menschen, Demokratie, Nächstenliebe, Solidarität, Toleranz gegenüber anderen Meinungen, Religionen und Lebensstilen. Das sind Werte, die „im Westen" großgeschrieben werden. Aber sie bleiben abstrakt, wenn wir sie nicht sichtbar machen. Welche Relevanz haben sie tatsächlich im alltäglichen Miteinander? Wohl kaum jemand wird sie grundsätzlich anzweifeln. Doch wie demokratisch ist zum Beispiel ein Land, wenn in manchen Bundesländern gerade mal die Hälfte der Bürger zur Wahl geht? Wenn sich etablierte Parteien weigern, öffentlich mit Vertretern der AfD zu diskutieren, die derzeit laut Umfragen in der Wählergunst an dritter Stelle liegt? Was sagt es über die Toleranz in einer Gesellschaft aus, wenn bestimmte Meinungen mit dem Etikett „-phob" oder „rechts" stigmatisiert und damit aus der Debatte gedrängt werden? Welches Bild vom Verhältnis der Geschlechter vermittelt es, wenn Werbungen die sexuellen Reize von Frauen inszenieren, um Aufmerksamkeit zu wecken? Wo bleiben die Würde des Menschen und die Nächstenliebe, wenn Kommentarspalten auf Internetseiten aufgrund der be-

leidigenden Diskussionskultur gesperrt werden müssen? Wenn selbst Christen über den Glauben des anderen urteilen, weil der eine abweichende theologische Position vertritt?

Welche Erfahrungen machen christliche Flüchtlinge in Deutschland mit Religionsfreiheit, wenn sie in ihren Unterkünften wegen ihres Glaubens von Muslimen verprügelt werden? Und was lernen die Schläger daraus, wenn Behörden dies tolerieren? Was hat es mit Toleranz zu tun, wenn man traditionsreichen christlichen Festen weltanschaulich neutrale Namen gibt, um Andersgläubige nicht zu irritieren? Als der iranische Präsident Hassan Rohani Ende Januar in Italien weilte, um Wirtschaftsverträge abzuschließen, verhüllte man in den Kapitolinischen Museen in Rom antike Statuen, weil sie nackte Figuren zeigen – aus Rücksicht auf den Glauben des Gastes. Dieser Fall ist symptomatisch dafür, wie Europa seine Herkunft, seine Kultur, seine Werte geradezu im Wortsinne versteckt. So kann es nicht erwarten, von Muslimen ernst genommen zu werden, denen ihr Glaube wichtig und etwas Selbstverständliches ist. Nach Terroranschlägen behaupten wir großspurig und trotzig, für unsere Werte kämpfen zu wollen. Aber wenn Menschen friedlich zu uns kommen, verleugnen wir unsere Wurzeln. Was ist das für ein Werteverständnis?

Viele Kirchen, wenig Glaube

Als Angela Merkel bei ihrem Besuch in der Schweiz im vergangenen September gefragt wurde, wie sie Europa vor der Islamisierung schützen möchte, sagte sie unter anderem: „Haben wir doch bitteschön auch die Tradition, mal wieder in den Gottesdienst zu gehen oder ein bisschen bibelfest zu sein.“ Dafür wurde sie kritisiert, weil Kirchgang und Bibellesen ja nicht das politische Handeln ersetzten. Das ist richtig. Dennoch hat die Bundeskanzlerin damit einen wichtigen Punkt angesprochen: Es tut Not, dass sich die deutsche und europäische Gesellschaft wieder auf ihre Wurzeln besinnt, auf die Grundlagen, auf denen unsere Werte beruhen. Und das Christentum ist dabei eine ganz maßgebliche Größe. Nur ist das aus dem öffentlichen Bewusstsein fast verschwunden. In einer umfassenden Studie zur Flüchtlingssituation in Deutschland hält die Roland-Berger-Stiftung fest: „Das weitgehende Fehlen von Religiosität im Alltag der Deutschen steht für die Neuankömmlinge in seltsamem Kontrast zu den zahlreichen wuchtigen Kirchenbauten, die ihren ersten Eindruck von Deutschland mitprägen.“ Ein Großteil der Migranten, die aktuell nach Deutschland kommen, sind religiös. Hier treffen sie jedoch weitgehend auf ein religiöses Vakuum. Es ist kein Wunder, dass manche Einheimische dem Islam eine vermeintliche Stärke zuschreiben, die sie dem Christentum nicht mehr zutrauen, auch wenn Muslime in Deutschland noch deutlich in der Minderheit sind.

Die Roland-Berger-Stiftung schlussfolgert aus ihrer Beobachtung, dass gerade Christen eine Brücke zu Flüchtlingen bauen können: „Wir halten es für notwendig, dass die beiden christlichen Kirchen Flüchtlingen bewusst ihre Türen öffnen und ihnen zeigen, dass unsere Kultur, unser Werteverständnis seine Wurzeln in der christlichen Lehre hat.“ Wer weiß, wer er ist und woher er kommt, kann auch dem Fremden angstfrei und selbstbewusst begegnen. Wer tiefe Wurzeln hat, braucht den Sturm nicht zu fürchten.

Melodien des Friedens hörbar machen

Es ist richtig und notwendig, von Migranten einzufordern, sich den Gepflogenheiten des Gastlandes anzupassen. Dazu müssen sie aber auch eine Chance bekommen, sie kennenzulernen. Die haben sie kaum, wenn es keine Begegnung zwischen ihnen und der hier lebenden Bevölkerung gibt. Ein Flüchtling aus Eritrea beklagte sich kürzlich: In den zwei Jahren, in denen er in Deutschland auf den Bescheid vom Bundesamt für Flüchtlinge und Migration bezüglich seines Asylantrages wartete, hat er gerade mal eine handvoll Deutscher persönlich kennengelernt. „Ich will ja lernen, was die Regeln hier sind, aber ich kenne fast niemanden.“ Sein Leben spielte sich vor allem in der Gemeinschaftsunterkunft mit anderen Eritreern ab, er hatte kaum Möglichkeiten, Alltagserfahrungen mit deutscher Sprache und Leben zu machen.

Christen haben eine doppelte Aufgabe. Sie können dazu beitragen, dass christlicher Glaube wieder stärker ins Bewusstsein unserer säkularisierten Gesellschaft dringt. Und sie können dabei helfen, dass Migranten erfahren und erleben, was christliche, was europäische oder auch universelle Werte sind. „Auf die eine oder andere Weise begegnet uns in vielen Kulturen die Goldene Regel, nach der wir andere Menschen so behandeln sollen, wie wir auch von ihnen behandelt zu werden hoffen“, sagte der frühere Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland, Wolfgang Huber, Anfang dieses Jahres. Auf diesen Grundsatz hat auch Jesus hingewiesen (Matthäus 7,12).

Ob es gelingt, mehrere Millionen Migranten mit ganz anderen kulturellen Hintergründen in unserer Gesellschaft zu integrieren, lässt sich schwer beantworten. Hier sind Politik, Wirtschaft und Zivilgesellschaft gleichermaßen gefordert. Bevor die Bundesregierung entschied, die Grenzen für Flüchtlinge zu öffnen, hat sie sich diese Frage anscheinend nicht gestellt. Die Ereignisse zu Silvester haben den Eindruck erweckt oder verstärkt, dass die Regierung und Behörden der Lage nicht mehr Herr sind. Es ist nicht auszuschließen, dass es in Deutschland deswegen zu Konflikten kommt. Das bereitet auch Angst und Sorgen. Umso wichtiger ist es, mitzuhelfen, dass die Situation nicht eskaliert. Gerade Christen können im Stimmengewirr der Argumente und Polemiken die Melodien hörbar machen, die zum Frieden und zum Miteinander mahnen. Denn Gott hat uns nicht einen Geist der Furcht gegeben, sondern der Kraft, der Liebe und Besonnenheit.

„Es gibt keinen Konsens über europäische Werte“

Der israelische Journalist Eldad Beck ist seit 2002 Deutschland- und Europa-Korrespondent für die israelische Tageszeitung Yediot Aharonot. Er hat Arabisch und Islamwissenschaften in Israel und an der Sorbonne in Paris studiert und war in verschiedenen arabischen Ländern. Im Gespräch mit pro schildert er seine Außensicht auf europäische Werte und den Umgang mit muslimischen Migranten. | **DIE FRAGEN STELLTE NORBERT SCHÄFER**

Die Stadtwerke München erklären mit mehrsprachigen Comics die Verhaltensregeln in Schwimmbädern. Die Akzeptanz von Frauen, egal in welcher Kleidung, werde nicht von allen Badegästen respektiert. Deshalb gebe es auch dazu besondere Hinweise, sagte ein Sprecher.

pro: In den vergangenen Monaten sind über eine Million Flüchtlinge nach Europa gekommen. Das polarisiert die Gesellschaft: Während die einen offene Grenzen unter anderem mit Nächstenliebe begründen, fürchten andere den Verlust der christlichen Werte. Laufen wir Gefahr, unsere Gesellschaft kaputt zu machen?

Eldad Beck: Wie viele von allen diesen Menschen, die nach Europa kommen, sind tatsächlich Flüchtlinge? Meine Erfahrung sagt, dass es eine Minderheit ist. Der Großteil sind Immigranten. Europa hat die massiven Probleme mit den Immigranten noch nicht gelöst, die hier seit Generationen oder Jahrzehnten leben, aber öffnet sich für Menschen, die das Problem noch größer machen. Radikale Moslems kommen nach Europa um hier Scharia-Polizeien zu gründen, und die Behörden finden das normal. Ob Europa sich kaputt macht? Die klare Antwort kann nur lauten: Ja. Wir stehen, glaube ich, vor der Kapitulation des Westens.

> „Wenn man seine Werte verkauft, um Geschäfte zu machen, wird der Preis zu hoch.“

Betrachten Sie die Integration als gescheitert?

Zum großen Teil.

Wo liegen die Ursachen?

In Deutschland waren die Immigranten zum großen Teil als Gastarbeiter eingeladen. Die Idee war von Anfang an, sie kommen und sie gehen wieder. Obwohl sie hier geblieben sind, hat man sich nicht wirklich bemüht, sie besser in die Gesellschaft zu integrieren. Es gibt Immigranten, die sich wunderbar integriert haben. Es gibt aber eine große Gruppe von Menschen, vor allem aus moslemischen Gesellschaften, die sich nicht integrieren wollten. Der Staat hat diese Situation erlaubt und so kommen wir zu einem freien Raum, in dem Menschen glauben, dass sie tun können, was sie wollen. Das Resultat ist das, was in Köln und in Hamburg an Silvester passiert ist. Wir haben solche rechtsfreien Räume auch in Berlin. Ich rede auch von Schulen, wo bestimmte Dinge nicht mehr gelehrt werden können, weil es „antiislamisch“ ist. Der Staat war viel zu schwach gegenüber diesen Gruppen.

Wo müsste etwas getan werden?

Zuerst einmal muss man Werte definieren. Wofür steht man? Das wissen wir jetzt nicht. Ich habe den Eindruck, dass vor 30 Jahren noch klar war, was die europäischen Werte sind. Heute sehe ich keinen Konsens darüber. Über Menschenrechte zu sprechen und dann Verhandlungen mit radikal-islamischen Bewegungen überall in der Welt zu fördern, kommt mir zu unseriös vor. Entweder steht man zu bestimmten Werten oder nicht. Und dann müssen wir von denjenigen, die hier leben wollen, verlangen, dass sie diese Werte respektieren. Das passiert aber nicht. Die Bildung ist die Basis der Integration. Dadurch bekommt man eine Zugehörigkeit zur Gesellschaft, auch zur Wertegemeinschaft. Das fehlt in Deutschland und in Europa.

Wie werden in Israel europäische Werte wahrgenommen?

Ich glaube nicht, dass sie wahrgenommen werden. Viele Israelis glauben, dass Antisemitismus das einzige ist, das Europa noch vereint. Deswegen ist es einfach, die israelischen Siedlungen zu kritisieren. Europa ist mit seiner Außenpolitik im Nahen Osten gescheitert. Aber eine Sache vereint zu viele Europäer: Das ist der Hass gegenüber Israel und den Juden.

Mit der Flüchtlingswelle kommt auch eine Kultur nach Deutschland, die stark antiisraelisch geprägt ist. Importieren wir damit einen neuen Antisemitismus?

Neu ist er nicht, er ist schon da. Schauen Sie, was im Sommer 2014 passiert ist …

Auf Demonstrationen, unter anderem in Berlin, gegen den israelischen Militäreinsatz in Gaza, schrien vorwiegend arabische Demonstranten antisemitische Parolen …

Das war nicht das erste Mal. Dieser Antisemitismus ist schon in Deutschland. Und er wird von den Behörden toleriert. Daher mache ich mir keine Illusionen, dass es besser wird. Nehmen wir Frankreich: Die Menschen mit nordafrikanischem Migrationshintergrund kommen aus Gesellschaften, wo der Antisemitismus oder Antiisraelismus nicht so stark war wie im Nahen Osten. Dass sie trotzdem so antisemitisch sind, liegt daran, dass die Juden leicht als Sündenbock zu ergreifen sind. Dahinter steht eigentlich der Hass gegenüber dem Staat, dem Christentum, Europa und so weiter. Es ist einfacher, den Juden anzugreifen. Nach den Juden kommen die anderen.

Foto: pro/Norbert Schäfer

Der Journalist Eldad Beck, geboren 1965 in Haifa, beobachtet, dass Antisemitismus viele Europäer verbindet

Haben Bemühungen, die einen aufgeklärten Islam anstreben, eine Chance?

Eine Revolution innerhalb des Islams kann nur gelingen, wenn sie von innen kommt, nicht von außen. Das ist unglaublich schwierig, weil es so viele Elemente und Faktoren gibt, die kein Interesse daran haben. Der Arabische Frühling hätte eine Chance sein können, aber die alten Kräfte, die noch immer in diesen Gesellschaften sehr stark sind, haben dieses sehr kurze und kleine Fenster der Freiheit zugemacht. Viele freie Geister aus dem arabisch-muslimischen Raum sind nach Europa gekommen mit der Hoffung, dass sie von hier aus besser auf die Situation bei ihnen zu Hause einwirken können. Ich habe jedoch den Eindruck, dass sie hier eine große Enttäuschung erlebt haben, weil Europa ihnen die Möglichkeit nicht gegeben hat, islamkritische Stimmen deutlich zu äußern. Zu sagen, dass es Probleme im Islam gibt, bedeutet nicht, dass wir ein Problem mit allen Moslems haben. Das muss man differenzieren. Wenn die Moslems uns zeigen, dass sie die Radikalen ablehnen, für Toleranz und Offenheit stehen und gegen jede Form von Gewalt und Diskriminierung sind, dann wäre es auch einfacher, islamophobe Tendenzen zu bekämpfen.

Wie wird die Flüchtlingswelle nach Deutschland in Israel wahrgenommen?

Deutschland wird in Israel wieder ein Thema, nachdem wir uns über Jahre nur für den deutschen Fußball interessiert haben. Die Israelis verfolgen mit Interesse und Sorge, was hier passiert. Nicht nur, weil diese Welle von Immigranten wie eine negative Entwicklung der Zukunft Deutschlands aussieht, sondern auch, weil die extrem Rechten die Situation nutzen, um sich zu stärken. Ich will aber noch etwas sagen: Es gibt Flüchtlinge, die aus Syrien und dem Nahen Osten kommen, weil sie dort tatsächlich um ihr Leben kämpfen müssen. Das hat aber vor allem damit zu tun, dass der Westen im Nahen Osten weiter Geschäfte macht, obwohl die Menschenrechte missachtet, Menschen hingerichtet werden. Ständig. Täglich. Iran, Saudi-Arabien. Auch heute. Wenn die richtigen Konsequenzen nicht gezogen werden, wird diese Situation kein Ende haben. In Bezug auf Flüchtlinge über Integration zu sprechen, ist die falsche Attitude. Sie sind hierher gekommen, weil sie akut eine Gefahr für ihr Leben haben. Aber diese Gefahr verschwindet, und man muss sehen, wie diese Menschen für die Befreiung und Demokratisierung ihres Landes kämpfen können. Syrien und Irak existieren noch immer. Diese Menschen können nicht einfach sagen: Okay, wir geben auf, und das war es.

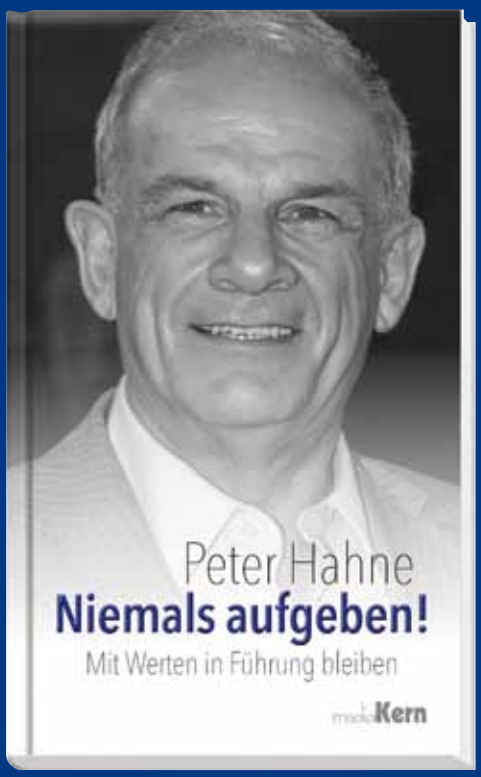
Müsste man dann nicht auch sagen, dass, sollte die Region befriedet sein, man diese Menschen wieder in die Heimat zurückschickt?

Ja. Man muss allerdings auch aktiver werden, um eine Lösung für die ursächlichen Probleme im Nahen Osten zu finden. Diese aktive Haltung ist nicht zu sehen. Geschäfte sind immer wichtig. Aber wenn man seine Werte verkauft, um Geschäfte zu machen, wird früher oder später der Preis zu hoch.

Vielen Dank für das Gespräch. ■

Anzeige

Jetzt lesen, verschenken, verteilen



Auch als eBook erhältlich!

Nr. 5.121.005 · 160 Seiten € 9,95

Seit über 30 Wochen SPIEGEL Bestseller

Top-aktuell, **Streitschrift**
gegen Resignation und für eine Gesellschaft
mit **christlichen Werten**.
Greift der **Islam** nach Deutschland?
Was ist uns **heilig**?
Was **lehrt** unsere Geschichte?
Gehört das Christentum noch zu Deutschland?

mediaKern GmbH
im Kawohl Verlag e.K.
46485 Wesel · Blumenkamper Weg 16
Tel 0281 96299-0 · www.kawohl.de

Um der Herausforderung „Islam“ gewachsen zu sein, fordert der Politikwissenschaftler und Historiker Larry Siedentop vom Westen eine Rückbesinnung auf die christlichen Wurzeln der europäischen Werte

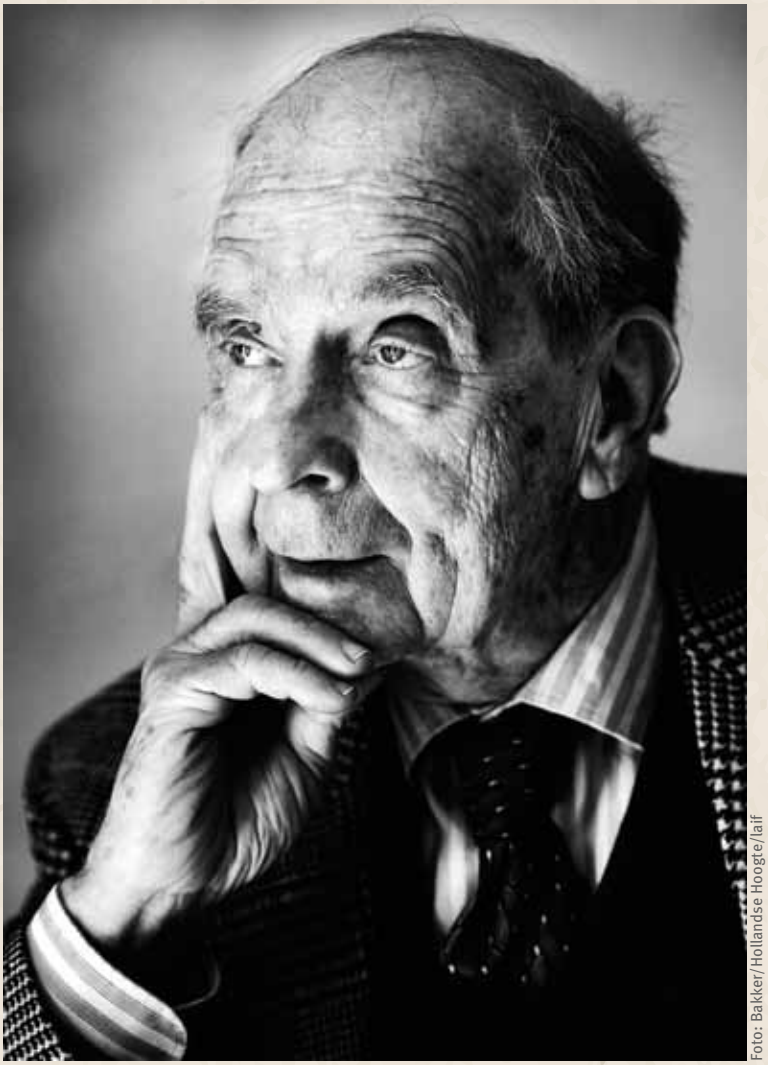


Foto: Bakker/Hollandse Hoogte/laif

Freiheit hat einen Grund

Immer stärker wachsen muslimische Minderheiten in den westlichen Staaten durch die Einwanderung an. Europa fürchtet nun den gesellschaftlichen Wandel. Nur wenn es sich auf seine gemeinsamen Werte besinnt, kann es Kräfte bündeln und sich den Veränderungen stellen, meint der amerikanische Politikwissenschaftler Larry Siedentop. Und erklärt, warum Christen dabei eine besondere Rolle zukommt. | VON ANNE CHRISTIN KLOTZ

Es ist gerade ein Jahr her, da forderte Bundeskanzlerin Angela Merkel, sich stärker mit den Werten des Christentums auseinanderzusetzen und die Kenntnisse über die eigene Religion zu vertiefen. „Mit fortschreitender Säkularisierung lassen die Kenntnisse über das Christentum immer mehr zu wünschen übrig“, sagte sie damals in einem Interview der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (FAZ). „Jeder sollte sich selbst fragen, was er zur Stärkung der eigenen Identität, zu der bei der Mehrheit immer auch noch die christliche Religion gehört, tun kann.“

Der Aufruf zur Rückbesinnung auf die christlichen Werte fällt in eine Zeit, in der immer häufiger und lauter eine Abgrenzung zur muslimischen Kultur gefordert wird. Und nicht nur das. Verhandelt wird auch die grundsätzliche Frage, wo eigentlich unsere europäischen Werte geblieben sind, die über Jahrhunderte Stabilität versprachen. Lange habe Europa das, was sein Innerstes zusammenhalte, nicht überdacht, gar vernachlässigt, meint der amerikanische Historiker und Politikwissenschaftler Larry Siedentop in seinem kürzlich erschienenen Buch „Die Erfindung des Individuums“. Durch den rasant anwachsenden islamischen Fundamentalismus gerate der Westen nun unter Handlungsdruck und müsse seine eigene Identität wiederfinden.

In seinem Buch analysiert Siedentop, der an den britischen Universitäten Oxford und Sussex lehrte, die Wurzeln der europäischen Werte chronologisch in 25 Kapiteln. Detailreich und trotzdem kurzweilig erörtert er, wie der christliche Glaube die Entwicklung der westlichen Gesellschaft in den vergangenen zweitausend Jahren beeinflusste: In einer Geschichte des liberalen Europas hebt er den vermeintlichen Widerspruch zwischen Säkularismus und christlichem Glauben auf. Denn er zeigt, dass schon in der Antike die Grundsteine für unsere Werte und damit für die individuelle Freiheit gelegt wurden, in der sich der Glaube entfalten konnte.

„Frei und gleich an Würde und Rechten“

Ausgehend von einer moralischen Orientierungslosigkeit des „post-christlichen Westens“ sieht er die christliche Tradition Europas heute in einem Wettbewerb mit anderen Weltanschauungen, die augenfälliger auftreten, wenn nicht sogar durch terroristische Bewegungen schmerzhafter. Eine Religion wie der Islam – in der religiöses Recht höher geachtet ist als weltliches, in der nicht nur die Unterdrückung der Frau, ihre Unterordnung gegenüber dem Mann, an der Tagesordnung ist, sondern auch die Diskriminierung von Andersgläubigen – prallt somit mit vol-

ler Wucht auf das von Liberalismus geprägte Gleichheitsprinzip des Westens. Es ist aber der Liberalismus, der Europa in seinen Grundwerten ausmacht. Er ist auch das Ergebnis vieler wichtiger historischer Errungenschaften, wie des Erlasses der „Bill of Rights“ in England im Jahr 1689 oder der Französischen Revolution genau hundert Jahre später. Diese Ereignisse sind grundlegend für unsere Kultur, die geprägt ist von der Freiheit und Gleichheit des Einzelnen – und die nach dem aktuellen Stimmungsbild gerade auf dem Spiel zu stehen scheinen. Denn in den Augen der islamischen Fundamentalisten stünden eben diese Werte des Westens für Gleichgültigkeit, für „Nicht-Überzeugung“, für Nachgiebigkeit und Schwachheit, meint Siedentop.

Tatsächlich bezeichnen sich viele Europäer als Christen, ohne regelmäßig in Gottesdienste zu gehen oder ohne wirklich Kenntnis über die christliche Lehre und Botschaft zu haben. Das mag man als Heuchelei abtun. Unter Umständen aber „ahnen diese Menschen, dass sie in einer liberalen säkularen Welt leben, die von christlichen Glaubensinhalten geprägt“ ist, schreibt Siedentop optimistisch in seinem Buch. „In diesem Fall zollen sie den Ursprüngen ihrer moralischen Anschauungen Tribut, wenn sie sich als Christen bezeichnen.“

Christliche Wegbereiter für heutige Werte

Das Fundament dessen, was das liberale Denken bis heute forme, habe sich bis zum Ende des Mittelalters in der Kirche entwickelt, nämlich der Glaube an die moralische Gleichheit der Menschen, zahlreiche naturgegebene Rechte sowie eine repräsentative Regierungsform, schreibt Siedentop in seinem rund 500 Seiten starken Buch. Da ist der Apostel Paulus: Ihm zufolge ist Gottes Liebe unabhängig von strikter Regelbefolgung. Der Apostel geht davon aus, dass diese Liebe sich gerade dann offenbart, wenn der Mensch nach freiem Willen auf der Grundlage seines Gewissens handelt. Der „göttliche Funke“ in jedem Menschen sei die „Motivationskraft“ für das Gewissen. Oder da sei ein Franz von Assisi zu nennen, der sich als Sohn eines italienischen Tuchhändlers für ein Leben als Bettelbruder entschieden hat – ein deutliches Signal, dass Glaube nichts mit Wohlstand und Herkunft zu tun hat. Paulus und Franziskus sind nur zwei Beispiele für Menschen, die ihr Leben als ein Plädoyer dafür führten, dass alle Menschen vor Gott gleich sind.

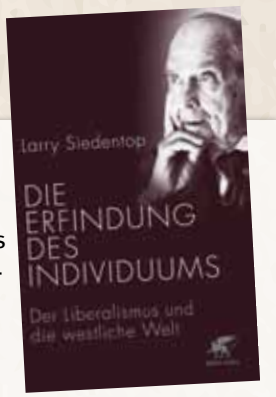
Durch das Wirken solcher Personen hat das christliche Denken mit seinem Gleichheitsanspruch den Weg hin zum Liberalismus erst ermöglicht: „Christliche Moralvorstellungen erweisen sich als der eigentliche Ursprung der sozialen Revolution, die den Westen zu dem gemacht hat, was er ist“, schreibt Siedentop. Philosophen und Staatstheoretiker wie John Locke und Thomas Hobbes haben auf dieser Grundlage die Verweltlichung jenes Gedankens erst vorangetrieben – ohne den religiösen Kern dabei zu missachten.

Entscheide selbst

Säkularismus gilt als eine Weltanschauung, die gemeinhin von einer Verweltlichung der Gesellschaft ausgeht, bekräftigt durch eine verfassungsrechtliche Trennung von Kirche und Staat. Aber gerade darin liegt für Siedentop die Grundlage seiner These: Der Historiker versteht Säkularismus als „festen Glauben, dass Menschsein heißt, frei zu entscheiden und die Verantwortung für das eigene Handeln zu übernehmen“ – vor allem im Hinblick auf die eigene Religion. Das ist laut Siedentop nämlich die zentrale Erkenntnis der christlichen Moral. Es gehe eben nicht darum, Vorschriften zu erfüllen und Regeln einzuhalten. Vor diesem Hintergrund bedeutet Säkularismus für den Politikwissenschaftler nicht Gleichgültigkeit oder Unglaube, wie es dem Westen von anderen Religionen vorgehalten werde. „Vielmehr legt der Säkularismus die Bedingungen fest, unter denen authentische Glaubensvorstellungen entwickelt und verteidigt werden sollen. Er zeigt einen Weg zum wirklichen Glauben und bietet die Möglichkeit, zwischen innerer Überzeugung und rein äußerlicher Konformität zu unterscheiden.“

Siedentop appelliert an den Leser, sich die Kontinuität der westlichen Werte vor Augen zu führen: Als althergebrachte Rechtsordnungen und der alte Bürgerstand in Rom sich auflösten, in denen sich die Annahme einer natürlichen Ungleichheit der Menschen durch ihre soziale Position manifestiert hatte, stärkte dies das Individuum. Gerade Paulus trieb den Gedanken von der Gleichheit aller Menschen in Gottes Augen voran. Im Laufe der Jahrhunderte formierte sich in der Gesellschaft schließlich der Gedanke, dass der Glaube an Gott den Menschen zu einem verantwortungsvollen und freien Lebewesen macht. Der Leser findet in zahlreichen Beispielen, die bis zur Neuzeit reichen, einen informationsreichen Abriss über die Grundlegung der europäischen Werte. Die Frage aber, warum Europa der heutigen Welt nicht ein geschlosseneres Bild von sich vermittelt, bleibt auch bei Siedentop offen. Er warnt in seinem Buch jedoch davor, den Säkularimus so zu verstehen wie dessen Kritiker – nämlich als Konsumismus, Materialismus oder als amoralisches Gebilde. Der Politikwissenschaftler fordert die Europäer vielmehr auf, die christlichen Wurzeln ihrer Freiheit nicht zu vergessen. Auf diese Weise könne Europa seine Identität wieder stärken, um der Herausforderung „Islam“ gewachsen zu sein.

Wer bei Siedentop nun eine Bestandsaufnahme mit Ursachen und möglichen Konsequenzen der aktuellen politischen Weltsituation erwartet, wird allerdings enttäuscht. Wer sich tiefergehend mit der Entwicklung der europäischen christlichen Kultur auseinandersetzen will, findet in „Die Erfindung des Individuums“ Antworten – die gewiss hilfreich sind, um Hintergrundwissen zu den Fundamenten unserer Werte zu erlangen. Vieles ist altbekannt, selbst Siedentops Auswahl der herangezogenen Sekundärliteratur, aber spannend geschrieben – und darüber hinaus wertvoll, um die aktuelle politische Problematik einzuordnen. Nach der Lektüre ist man um einige Erkenntnisse reicher.



Larry Siedentop: „Die Erfindung des Individuums. Der Liberalismus und die westliche Welt“, Klett-Cotta, 495 Seiten, 29,95 Euro, ISBN 9783608948868

Im Islam ist die Frau dem Mann untergeordnet. Selbst bei einer Vergewaltigung wird ihr die Schuld angelastet, weil sie den Mann dazu verführt habe.

„Der Schandfleck muss beseitigt werden“

Morde im Namen der Familienehre gibt es unter Muslimen immer wieder, auch in Deutschland. Oft trifft es Frauen, die zum Beispiel mit einer missbilligten Beziehung Schande über die Familie gebracht haben sollen. Aber auch die Abkehr vom Islam oder Blutrache können Gründe dafür sein. Kurt Beutler, Theologe, Islamkenner und Autor des Buches „Ehrenmorde vor unserer Haustür“,erklärt im pro-Interview, was diese Verbrechen mit dem Islam zu tun haben, was dies für die Migration nach Europa bedeutet und was Christen tun können. | **DIE FRAGEN STELLTE JONATHAN STEINERT**

Foto: iStock, andresr

pro: Was haben sogenannte Ehrenmorde mit dem Islam zu tun?

Kurt Beutler: Das ist prinzipiell zunächst ein kulturelles Phänomen, das es in vielen Kulturen gibt und früher auch in Europa gegeben hat. Wir hatten Fehden zwischen Sippen, die sich gegenseitig zum Teil fast ausgerottet haben, Duelle um eine Frau oder wegen Beleidigung, bei denen es Tote gab. Es ist also nicht nur ein islamisches Phänomen. Es fällt aber auf, dass die verschiedenen Arten von Ehrenmord im islamischen Raum besonders häufig vertreten sind. Die Blutrache wird im Koran sogar erwähnt und befohlen. Andere Beispiele kommen aus dem Leben Mohammeds. Diese Ehrenkultur, die es vorher schon gab, hat er akzeptiert, in die Religion übernommen und damit natürlich verewigt, weil er ja das große Vorbild ist in allem, was er getan hat. Dieses Verständnis lässt sich nicht aus dem Islam rausstreichen, es sei denn, man würde das Beispiel Mohammeds relativieren.

Für uns in Europa ist es schwierig nachzuvollziehen, dass kulturelle und religiöse Prinzipien höher stehen als das Leben einer, auch geliebten, Person. Was steckt hinter diesem Denken?

Das Problem in der Ehrenkultur ist: Wer seine Familie mit Schande befleckt durch irgendeinen Vorfall, sei es eine Frau, die in Verruf gekommen ist, oder jemand, der den Glauben der Familie verlassen hat – das muss nicht der Islam sein –, der gilt als Verräter, der ist ein Schandfleck. Das ganze Dorf, der ganze Stadtteil weiß das und behandelt diese Familie von jetzt an abschätzig. Es kann sein, dass man diese Leute nicht mehr grüßt, ihnen keine Arbeit gibt, nicht mehr zu ihnen einkaufen geht; also die Familie gerät komplett an den Rand der Gesellschaft, sei es die Kleinfamilie oder auch ein ganzer Familienverband. Irgendwann kommen sie zu dem Entschluss: Entweder gehen wir als ganze Familie unter oder wir schaffen den Schandfleck aus dem Weg. Die Person, die die Schande über die Familie gebracht hat – bewusst oder unbewusst, ob es eine Verleumdung ist oder nicht, spielt oft nicht einmal eine Rolle –, muss aus der Welt geschafft werden. Wenn es keine andere Lösung gibt, bringt man sie um. Und man hat dabei das Gefühl, eine gute Tat vollbracht zu haben, weil man ja damit die Familie gerettet hat. Darum sind Ehrenmörder auch nicht einsichtig.

Dabei werden die Frauen deutlich schlechter behandelt, gerade wenn es um sexuelle Schande geht. Warum gibt es diese Unterschiede?

Es kommt darauf an, von welcher Art von Ehrenmord wir sprechen. Bei Blutrache werden Männer getötet, nicht die Frauen. Beim Abfall vom Glauben werden auch die Männer eher getötet als die Frauen. Aber bei klassischem Ehrenmord, wo es darum geht, dass eine Frau in Schande gefallen ist, geht es ihnen schlimmer. Die Frau ist in der islamischen Kultur abhängig, sie kommt erst an der zweiten Stelle nach dem Mann. Die Idee ist, dass der Mann sich sexuell nicht beherrschen kann, das wird nicht von ihm erwartet. Die Frau muss also Probleme vermeiden, indem sie ihren Körper versteckt. Die Familie der Frau hat die Verantwortung, sie zu schützen. Es muss immer jemand von ihrer Familie da sein, ein Mann muss sie begleiten, damit sie geschützt ist. Wenn sie allein ist, ist sie selber verantwortlich für alles, was dann geschieht. Die Gefahr besteht, dass das so verstanden wird, als habe sie für die Männer eine Falle gestellt, und die sind da hineingetappt, indem sie sie überfallen haben. Sie hat ihre Familie verraten, sie hat etwas Böses gemacht, indem sie sich zum Beispiel allein in der Nacht oder an einem bestimmten Ort herumtreibt oder zu wenige Kleider an hat oder sich zu aufreizend benimmt. Sie ist die Schuldtragende und natürlich ihre ganze Familie, die sie so gelassen hat, sie nicht richtig erzogen und beschützt hat. Das ist die typische Situation der Ehrenkultur. Das ist im Islam an vielen Orten so, aber auch in Kulturen außerhalb des Islams.

Im Januar erschien von Kurt Beutler: „Ehrenmorde vor unserer Haustür“, Brunnen, 144 Seiten, 12,99 Euro, ISBN 9783765520617

Welche Rolle spielt die Bildung? Es erscheint ja absurd, dass Männer für ihr Tun nicht verantwortlich gemacht werden können …

Bei Menschen mit höherer Bildung kann es sein, dass es weniger ausgeprägt ist, aber es ist nicht garantiert. Das ist so tief drin im Familienleben, in der Kultur. Es ist ja meistens ein Familienentscheid, die Person zu töten.

Zu Silvester gab es in verschiedenen deutschen Städten sexuelle Übergriffe gegen Frauen, an denen auch Migranten beteiligt waren. Es gab eine große Diskussion darüber, inwiefern die Herkunft der Täter, ihre Kultur und Religion dabei eine Rolle spielten. Was sagen Sie dazu?

Das hat sicher auch was damit zu tun. In der Schweiz hat es solche Vorfälle und Anzeigen auch gegeben. Wenn Männer mit diesem Ehrverständnis und Frauenbild in die europäische Kultur kommen, die genau ihr gegenteiliges Gesicht zeigt, sind Katastrophen programmiert. Das hat sich vielleicht gerade zu Silvester gezeigt, weil man da euphorisch oder weil Alkohol im Spiel war. Aber im Prinzip ist in Menschen aus Ehrenkulturen zutiefst dieses Denken drin: Frauen, die sich so benehmen, sind Huren. Eine Frau, die sich so und so kleidet oder redet oder verhält oder blinzelt, die will etwas, sie sucht sexuelle Abenteuer. Und der Mann sieht darin nichts Böses, weil er denkt, er hat das Recht dazu, sie anzufassen. Wir müssen uns in Europa davor schützen, indem wir das Thema studieren.

Worin genau besteht das Spannungsfeld, wenn hier unterschiedliche kulturelle Prägungen aufeinandertreffen?

Die Ehrenkultur ist eine Familienkultur. Wer aus dem Familienverbund austritt, ist ein Schandfleck. Die westliche Kultur hat das überwunden und hat sich nun gerade ins Gegenteil entwickelt, zur Individualkultur. Unser Hauptwert sind die Menschenrechte. Jeder kann tun, was er will, ob Frau oder Mann; er muss das auch nicht seine Familie bestimmen lassen oder um Rat fragen. Man möchte jedes Tabu brechen – das ist eine Tendenz; aber es gibt ein Tabu, das man nicht brechen darf: Man darf nicht gewalttätig werden, man darf nicht dem anderen etwas aufzwingen. Dort ist die Grenze der westlichen Kultur. In der Silvesternacht ist gerade das gebrochen worden. Ausgerechnet dieses Tabu ist in der Ehrenkultur keines; Gewalt darf und muss dort sogar angewendet werden.

Was meinen Sie mit Tabus, die hier gebrochen werden?

Zum Beispiel war es früher in Europa nicht möglich, dass ein Paar zusammen wohnt, ohne vor der ganzen Gesellschaft mit Einbezug der Großfamilie offiziell verheiratet zu sein. Heute ist das kein Problem. Früher war es ein Tabu, homosexuelle Tätigkeiten auszuüben oder überhaupt in diese Richtung zu denken. Heute bauen wir sehr auf Menschenrechte, es geht uns um nichts anderes als das Recht des Individuums. Aber wir haben kein Verständnis für das Recht der Familie zum Beispiel. Was ist denn das Recht der Eltern, nachdem sie ihre Kinder aufgezogen haben? Wenn die Kinder volljährig werden, verlieren die Eltern nach westlichem Denken alle Rechte. Darum haben wir dann das Problem mit den einsamen alten Menschen, die sich nutzlos fühlen, weil sie oft ihre Aufgabe verloren haben. Auch Scheidung war früher ein Tabu, heute ist das ganz normal. Das ist eine Entwicklung, die sehr viel Positives, aber auch sehr viel Heikles in sich hat – und die in jedem Fall genau das Gegenteil der Ehrenkultur ist.

Wie nehmen Migranten, die aus dieser Ehrenkultur kommen, unsere individualisierte Kultur wahr?

Der Westen hat eine Anziehungskraft mit seiner Freiheit und seinem Reichtum, aber er hat natürlich auch große Enttäuschungen bereit mit seiner Vereinsamung des Menschen durch die Zerstörung der Familie. Wer hierher gekommen ist, hat riesige Erwartungen und Hoffnung gehabt, aber eigentlich ist es auf Dauer meistens eher eine Ernüchterung. Das kann zuweilen zu Hass führen, zu der Überzeugung, der Westen ist moralisch dekadent. Das ist ja das Interessante zwischen den beiden Kulturen: Der Westen sieht den Osten als moralisch dekadent an und umgekehrt, weil man unterschiedliche Kriterien anwendet.

Bei diesen Gegensätzen – wie realistisch sind denn die Forderungen danach, die Menschen, die mit diesem kulturellen Hintergrund eingewandert sind, sollten sich integrieren?

Natürlich ist ein Integrationsprozess unumgänglich. Aber es zeigt sich immer wieder, dass das alte Denken aus der Ehrenkultur in den Menschen drin bleibt, auch über Generationen. Ich habe viele Freunde, die körperlich hier leben, aber in ihrem Denken nicht hier sind, sondern bei ihrer Großfamilie im Nahen Osten oder wo auch immer. Er kann funktionieren, weil und wie man es von ihm verlangt. Aber was ihn wirklich beschäftigt, ist die Gesundheit seiner Tante, die Kinder seines Cousins, die auf eine schlechte Schule gehen, die Eheprobleme eines Großcousins. Eine vollständige Integration ist in den meisten Fällen fast nicht möglich.

Im vergangenen Jahr sind über eine Million Migranten nach Deutschland gekommen, viele weitere in andere europäische Länder. Wie gehen wir mit dieser Situation am besten um?

Man muss jeden Versuch machen, ein Zweikulturenland zu vermeiden. Sonst haben wir plötzlich zwei Gesetze. Es gibt die Tendenz in der Ehrenkultur, eine Parallelgesellschaft zu bilden. Das ist sogar im Nahen Osten der Fall. Da gibt es zum Beispiel Blutrache. Ein Mann wird erschossen, dann kommt die Polizei und alle Beteiligten sagen: Wir wissen nichts. Obwohl sie haargenau wissen, was geschehen ist und welche Familie das getan hat. Aber ihre Ehre verlangt es, dass sie sich selber rächen und das nicht die Polizei machen lassen. Das wäre wieder eine Schande und sie würden noch schlimmer drankommen als vorher. Diese Tendenz zu Parallelkulturen würde bedeuten, wir bekommen die Gewalt nicht mehr weg.

Aber wie kann man es denn verhindern?

Ein Punkt ist sicher, dass man die Asylanten verteilt unter Anderssprachige, dass sie gezwungen werden, die Sprache des Landes zu lernen und sich mit den andersdenkenden und anderssprachigen Nachbarn auseinanderzusetzen.

Wie können einzelne Bürger Migranten verdeutlichen, was unsere Werte sind?

Es ist natürlich wichtig, auf die neuen Leute zuzugehen, ihnen zu helfen. Mit kleinen Zeichen der Liebe kann man sehr viel bewirken. Die persönlichen Beziehungen sind entscheidend wichtig. Denn diese Leute kommen ja aus Beziehungskulturen und darin sehen sie auch die Überlegenheit dieser Kultur. Das sind enorme Unterschiede, Dinge, die sie vermissen. Aber sie spüren, wenn Annahme, Liebe, Offenheit da sind. Je mehr sie eine positive Einstellung zur neuen Kultur haben, desto leichter fällt es ihnen auch, die Sprache zu lernen. Man sollte auch nicht denken, dass bei uns alles besser ist und bei ihnen alles falsch. Beide können voneinander lernen. Und wenn wir Beziehungen zu ihnen haben, können wir auch eher helfen und eingreifen, wenn sich eine Familiensituation problematisch zuspitzt und sich zum Beispiel ein Verbrechen aufgrund der Ehre anbahnt. Wir müssen Frauen, die von Ehrenmord oder Zwangsehe bedroht sind, helfen und einen Raum schaffen, wohin sie fliehen können, wo sie sich schützen können, wo ihnen geglaubt wird. Genauso brauchen Ex-Muslime oder Leute, die von Blutrache bedroht sind, Schutz. Das ist eine enorme Aufgabe.

Familie, verbindliche Beziehungen, Keuschheit sind Werte, die auch vielen Christen wichtig sind. Inwiefern gibt es Anknüpfungspunkte für Christen, Menschen aus solchen Kulturen zu begegnen?

Oft sehen Einwanderer gewisse Dinge unserer Kultur ähnlich kritisch wie Christen, weil Christen auch die Tendenz haben, eine Familienkultur zu bauen. Einwanderer fühlen sich oft wohl bei christlichen Gemeinden, da, wo gebetet wird, wo es religiöse Feste gibt. Sie kommen ja aus religiösen Kulturen. Ein Großteil der Einwanderer und Muslime ist nicht fanatisch und hat auch eine gewisse Toleranz gegenüber Christen und der Kirche. Christen haben da eine große Verantwortung, auch eine große Chance, als Brücke zu dienen zwischen den Kulturen. Wir sind als Christen prädestiniert, positiv auf die Integration zu wirken.

Vielen Dank für das Gespräch!

Foto: Vreni Kohli

Kurt Beutler, Jahrgang 1960, ist Theologe und durch mehrjährige Aufenthalte im Libanon und Ägypten mit dem Glauben und Leben von Muslimen vertraut. Als interkultureller Berater ist er bei der Schweizer Migrantenmission MEOS tätig und dort vor allem Ansprechpartner für arabischsprachige Menschen. Er ist mit einer Ägypterin verheiratet und lebt in Zürich.

Leserreaktionen zu pro 6/2015

pro-Lesertelefon
(0 64 41) 91 51 71

zu „Angriff auf unsere Freiheit“

Islamwissenschaftlerin Christine Schirrmacher erklärt im Interview die Terrororganisation Islamischer Staat (IS) und ordnet die islamistischen Anschläge von Paris im November ein.

Ich bin bekennender Christ aus freien Stücken und stelle jetzt nach sechs Jahrzehnten fest, wie der christliche Glaube und die christlichen Werte bei uns immer mehr den Bach runter gehen. Ohne mit den Islamisten zu sympathisieren – die absolute Mehrheit der Deutschen, aber auch der Europäer wird zu Recht von ihnen als „ungläubig“ bezeichnet. Die Angst bei uns in der ach so fortschrittsgläubigen und modernen Gesellschaft werden wir so schnell nicht los. Ich habe als Christ keine Angst. Ich habe zudem für drei Jahre in arabischen Ländern gearbeitet und damals viele Moslems als Freunde kennengelernt. Die sogenannte liberale westliche Welt wird eine längere Zeit der „Läuterung“ durchlaufen müssen. Dies wäre auch biblisch. Wenn wir im Alten Testament nachlesen, dann lesen wir, wie der „einzig wahre“ Gott der Bibel es zugelassen hat, dass feindliche Völker die Israeliten heimsuchten, nachdem das Volk Israel von ihm abgefallen war. Bei allen traurigen Fakten: Der islamistische Terror muss mehr als zuvor mit aller Härte bekämpft werden. Gott segne unser Land.
Erwin Chudaska, Leer

Sie drucken auf die Titelseite: „Christine Schirrmacher erklärt den IS-Terror“. Wenn sie jedoch nur den Koranvers 3,151 zitiert: „In den Herzen der Ungläubigen Schrecken zu entfachen“, so ist das eine unzumutbare Verharmlosung des IS. In Wirklichkeit ist es doch viel, viel schlimmer. Frau Prof. Mertensacker fand im Koran 204 gewalttätige Verse gegen „Ungläubige“, zum Beispiel brutale Verse in den Suren 5 und 9, wo es um Totschlagen, Kreuzigen, Hände und Füße Abhauen und um Vertreibung geht. Das sind Koranverse aus der Medina-Zeit Mohammeds, die also gelten.
Manfred Lampe, Cremlingen

zu „Jesus in Manhattan“

Der Artikel handelt von der amerikanischen Demokratin Kirsten Powers. Sie war Atheistin, kam zum Glauben an Jesus und ordnete ihr Leben neu.

Im Text heißt es über Kirsten Powers: „Eine klassische Linksevangelikale ist sie dennoch nicht: Klar positioniert sie sich für den Schutz des ungeborenen Lebens.“ Der Umkehrschluss dieser Aussage ist, dass amerikanische „Linksevangelikale“ gegen den Schutz des ungeborenen Lebens sind, demnach also das Recht auf Abtreibung unterstützen. Nach meinem Kenntnisstand entbehrt diese nebenbei eingeführte Behauptung über progressive Evangelikale in den USA jeder Grundlage. Wenn es ein Thema gibt, bei dem sich Evangelikale jeder Couleur in den USA einig sind, dann die, dass sie gegen Abtreibungen sind.

Der Unterschied zwischen linken und rechten Evangelikalen in diesen Fragen ist vielmehr, dass progressive Evangelikale fordern, den Schutz des Lebens nicht auf ungeborenes Leben zu beschränken. Sie setzen sich deshalb gegen Folter und die Todesstrafe, für schärfere Waffengesetze und Armutsbekämpfung, für das Recht auf Krankenversicherung und für Mindestlohn u.v.m. ein. Der Schutz ungeborenen Lebens gehört für sie selbstverständlich dazu und ist ihrer Ansicht nach eng verknüpft mit der Armutsbekämpfung.
Jenny Jörgensen, Berlin

Anmerkung der Redaktion: Es gibt in den USA auch Linksevangelikale, die das Recht auf Abtreibung befürworten. Die pauschale Andeutung, Linksevangelikale seien für das Recht auf Abtreibung, war an dieser Stelle ein Versehen. Wir bitten unsere Leser um Entschuldigung.

zu „Ehrlich bessere Geschäfte“

Im Interview erklärt der Kirchenbeauftragte des VW-Konzerns, Jan Wurps, dass Werte in der Wirtschaft wichtig sind, und wie er vom Manipulationsskandal seines Arbeitgebers erfahren hat.

Ihre Ausgabe widmet sich der Ehrlichkeit. Zweifellos eine Tugend, der man nacheifern sollte. Sie beziehen die Ehrlichkeit auch auf die Wirtschaft, wie Sie im Artikel „Ehrlich bessere Geschäfte“ titeln. Ich frage, was nützen ehrliche Geschäfte, wenn man dabei Luft, Wasser und Boden verschmutzt? Sie befinden sich nicht auf der Höhe der Zeit, wenn Sie die Umwelt ausklammern. Der Klimawandel wird uns noch ganz gewaltig einholen.
Werner Leucht, Neckarsulm

Zu jeder Ausgabe erreichen uns viele Leserbriefe und E-Mails. Aus Platzgründen können wir nur eine Auswahl davon in gekürzter Fassung abdrucken. Dies beinhaltet keine Wertung oder Missachtung. Wir freuen uns in jedem Fall über Ihre Zuschriften. Und wenn Sie lieber telefonieren, wählen Sie die Nummer unseres Lesertelefons. Anrufe zu dieser Ausgabe beantwortet pro-Redakteur Jonathan Steinert.

Christliches Medienmagazin pro
Postfach 1869 | 35528 Wetzlar
leserbriefe@pro-medienmagazin.de
Lesertelefon: (0 64 41) 91 51 71
Telefax: (0 64 41) 91 51 57

Anzeige

Für alle
Vorwärtsdenker
pro-medienmagazin.de
pro

„Deutschland verzichtet auf Staatsmedien“

Steffen Flath (CDU) war sächsischer Umwelt- und Kultusminister und engagierte sich im Kuratorium von ProChrist. Jetzt ist der Katholik Vorsitzender des MDR-Rundfunkrates. Im Interview verteidigt er den öffentlich-rechtlichen Rundfunk gegen den Vorwurf der Staatsnähe. | **DIE FRAGEN STELLTE NICOLAI FRANZ**

Foto: imagine.iT, fotolia

pro: Haben Sie eine besondere Nähe zum Thema Medien?

Steffen Flath: Die Unabhängigkeit der Medien ist eine wichtige Grundlage der Demokratie. Die Digitalisierung der Welt stellt die Medien vor immer neue Herausforderungen. Diese Entwicklungs- und Anpassungsprozesse zu begleiten, ist für mich eine spannende Aufgabe. Ich war neulich eineinhalb Tage im Programmbeirat der ARD. Es ist beeindruckend zu sehen, wie intensiv ehrenamtlich Tätige das Programm verfolgen und versuchen, es mit objektiven Kriterien zu analysieren.

Nach Ihrer Wahl zum Vorsitzenden warf Ihnen die Linke mangelnde Staatsferne vor, da Sie bis 2014 noch Chef der CDU-Landtagsfraktion in Sachsen und zuvor Minister waren.

Als Vorsitzender des MDR-Rundfunkrates vertrete ich die Interessen der Allgemeinheit. Seit mittlerweile 18 Monaten habe ich freiwillig auf politische Mandate und Ämter verzichtet und ich bin frei und unabhängig für diese Aufgabe. Die Mitgliedschaft im Rundfunkrat und auch die Übernahme des Vorsitzes sind nach dem Urteil des Bundesverfassungsgerichtes zum ZDF-Staatsvertrag aber selbst für staatsnahe Vertreter möglich. Auch im MDR-Rundfunkrat sind Politiker vertreten, auch jene der Linkspartei. Der Rundfunkrat nimmt seine Aufgaben stellvertretend für die ganze Gesellschaft wahr. Das wird auch unter meiner Leitung so sein.

Wie kann die Politik Einfluss auf die öffentlich-rechtlichen Rundfunksender nehmen?

Die Politik hat für die gesetzlichen und finanziellen Rahmenbedingungen der öffentlich-rechtlichen Sender zu sorgen. Wie andere Mitglieder der Rundfunkräte aus gesellschaftlichen Gruppen nehmen auch politische Vertreter ihren Kontrollauftrag wahr. Dabei geht es um die Einhaltung des gesetzlichen Auftrages der Sender und nicht um das tägliche Programm. Diese Gewaltenteilung hat eine hohe Bedeutung für das Funktionieren der Demokratie.

Kürzlich sagte eine WDR-Journalistin im niederländischen Radio, die Öffentlich-Rechtlichen seien „angewiesen, pro Regierung zu berichten“. Später sagte sie, sie habe „Unsinn“ geredet.

Ich war in Sachsen achteinhalb Jahre Mitglied einer Landesregierung und habe eng mit Ministerpräsidenten und Staatskanzleien zusammengearbeitet und finde keinerlei Bestätigung für solche Vorwürfe. Natürlich gibt es tägliche Auseinandersetzungen – so, wie wir gerade miteinander reden. Natürlich verfolgen Politiker zum Beispiel in Pressekonferenzen bestimmte Absichten. Aber das ist eine ganz andere Qualität, als wenn jemand die Macht hätte, Medien anzuweisen. Wenn das möglich wäre, warum musste dann zum Beispiel der ehemalige Bundespräsident Wulff nach langer medialer Kritik zurücktreten?

Manche sprechen gerne von „Staatsmedien“, „Systemmedien“ und „Zwangsgebühr“, wenn sie über den öffentlich-rechtlichen Rundfunk sprechen. Wie kann ein Sender unabhängig berichten, wenn er doch von öffentlicher Hand finanziert wird?

Deutschland verzichtet bewusst auf Staatsmedien. Wenn mit dem System die freiheitlich-demokratische Grundordnung gemeint ist, ja, dieser sind auch die Medien gesetzlich verpflichtet. Der Rundfunkbeitrag sorgt für die Finanzierung durch die Allgemeinheit und begründet gerade dadurch die Unabhängigkeit und eine größtmögliche Vielfalt in der Berichterstattung. Es wäre für die Arbeit der Bundeskanzlerin ungleich leichter, wenn Sie mit einem Telefonanruf das Programm ändern könnte. Das ist aber natürlich nicht so. In den USA kann der Präsident zum Volk direkt sprechen. In Deutschland muss eine Bundeskanzlerin mit ihrem Pressesprecher überlegen, wie sie eine Botschaft in die Massenmedien transportiert – aber nicht direkt, sondern immer über einen Journalisten. Es hätte mir als Minister die Arbeit natürlich erleichtert, meine Position in einer Viertelstunde in Ruhe erklären zu können. Das ist aber aus guten Gründen nicht so.

Vor den sexuellen Übergriffen in Köln und anderen Städten an Silvester wurde kaum über Straftaten von Flüchtlingen berichtet, jetzt gibt es immer mehr Nachrichten darüber. Was hat Köln verändert, auch in der Berichterstattung?

Berichte und Statistiken von Straftaten sollten aus Sicht der EU nicht mit Ausländern oder anderen Religionen und Kulturen in Verbindung gebracht werden. Daran hielten sich offensichtlich die Behörden mit der Folge, dass auch Nachrichten diskriminierungsfrei formuliert wurden. Die nun geführte Diskussion in Behörden und Medien dient der Erhaltung der Glaubwürdigkeit.

Im Zuge der Flüchtlingskrise wurde immer wieder Kritik an der TV-Berichterstattung laut. Zum Beispiel, dass zwar überwiegend junge Männer Asyl suchten, im Fernsehen aber viele Familien zu sehen waren. Verfolgen öffentlich-rechtliche Medien eine Agenda?

Unter den Flüchtlingen sind auch Mütter mit Kindern. Bilder von diesen wecken stärker Mitgefühl und Solidarität. Ich kann deshalb gut verstehen, wenn Berichte dieses Ziel verfolgen. Zur Wahrheit gehört aber, auf den hohen Anteil junger Männer unter den Asylsuchenden hinzuweisen.

Allerdings hat der öffentlich-rechtliche Rundfunk durchaus einen Bildungsauftrag. Der WDR-Chefredakteur Jörg Schönenborn nannte den Rundfunkbeitrag eine „Demokratieabgabe“. Für welche Werte sollte der MDR sich einsetzen?

Foto: MDR/Axel Berger

Steffen Flath wurde im Dezember 2015 zum Vorsitzenden des MDR-Rundfunkrates gewählt

Den Rundfunkbeitrag kann man durchaus als Demokratie- oder auch Bildungsabgabe bezeichnen. Und die besondere Bindung an die Verfassungswerte ist für den öffentlich-rechtlichen Rundfunk selbstverständlich.

Daran sind auch Privatsender gebunden. Warum braucht es dann öffentlich-rechtliche?

Auch private Medien haben eine Aufsicht in Form der Landesmedienanstalten. Privatsender greifen sich Formate heraus, die kommerziell verwertbar sind, dafür muss man Verständnis haben. Beim öffentlich-rechtlichen Rundfunk dürfen und müssen wir durch die breite Finanzierung einen höheren Anspruch haben. Dieser Anspruch wird in den Gremien sehr ausführlich diskutiert.

Seit der Griechenland- und der Flüchtlingskrise wird viel von „europäischen Werten“ gesprochen. Welche zentralen Werte sind das?

Wir sollten nicht vergessen, dass uns das geeinte Europa Frieden, Freizügigkeit und einen europäischen Binnenmarkt mit vielen Vorteilen gebracht hat. Die Festlegung auf gemeinsame Werte ist aus meiner Sicht ungenügend gelungen. Im Gegensatz zu unserer Verfassung konnte man sich zum Beispiel in der EU nicht auf einen Gottesbezug verständigen. Das war ein Fehler.

Warum?

Es fühlt sich eindeutig eine Mehrheit in Europa an christliche Werte gebunden – im Christentum sprechen wir von der Nächstenliebe, andere sprechen von Solidarität. Das ist gerade eine Stärke Europas. Beim Zusammengehörigkeitsgefühl gibt es allerdings Defizite. Nehmen Sie Griechenland: Die Griechen empfinden Europa als unsolidarisch, dass wir nur Forderungen stellen würden. In Deutschland ist es genau umgekehrt, wo man die Griechen eher als undankbar empfindet.

Auch in der Flüchtlingsfrage ist auf EU-Ebene Solidarität kaum zu spüren. Nationalisten gewinnen die Oberhand in Ungarn und Polen, die AfD ist im Höhenflug. Wie erklären Sie sich das?

Ich denke, viele Vorwürfe gegenüber Polen und Ungarn sind unberechtigt. Beide Länder haben in der Vergangenheit viele Flüchtlinge aufgenommen. Und andere Länder müssen nicht zwangsläufig die deutsche Flüchtlingspolitik richtig finden. Als Ungarn die Grenzen dicht gemacht hat, fehlte mir oft in

„Ich denke, Medien vermitteln schon unser Wertesystem.“

der Diskussion, dass Ungarn damit einfach nur das Schengen-Abkommen einhält. Das schreibt den Ländern mit europäischer Außengrenze vor, diese Grenzen geschlossen zu halten. Nur dann funktioniert das Schengen-Abkommen, dass man sich in Europa frei bewegen kann. Wenn man es nicht einhält, beginnen die Länder wieder, die eigenen Landesgrenzen zu kontrollieren, wie es gerade der Fall ist. Nationalisten werden immer dann gestärkt, wenn Europa zu zentralistisch regiert wird. Und Populisten bekommen in Ländern dann Höhenflüge, wenn die traditionellen Parteien die Wählerinteressen aus den Augen verlieren.

An welchen Werten sollen sich Flüchtlinge orientieren, wenn sie nach Deutschland kommen?

Ich finde es richtig und auch selbstverständlich, wenn alle Zugezogenen verpflichtet werden, unsere Verfassung einzuhalten. Wer zum Beispiel die Religionsfreiheit nicht anerkennen kann, sollte sich fragen, ob Deutschland oder Europa der richtige Ort ist. Wir dürfen unser Wertesystem ruhig etwas selbstbewusster verteidigen.

Wie können Medien dazu beitragen, diese Werte zu vermitteln?

Ich denke, Medien vermitteln schon unser Wertesystem. Wie das vielleicht noch besser geschehen kann – diesem Ziel dient zum Beispiel auch die Arbeit der Rundfunkräte.

Welchen Einfluss hat Ihr Glaube auf Ihre Arbeit?

Der christliche Glaube begleitet auch mein Arbeitsleben. Die Zehn Gebote als grundlegende Werteordnung haben mir immer als Orientierung geholfen.

Vielen Dank für das Gespräch!

Fotos: Screenshots pro

Muss ein Spiel brutal sein und eine realistische Grafik haben? „God of War“ (links) versus „Minecraft“ (rechts)

Gute Pixel, schlechte Pixel

Unabhängige Medienexperten prüfen für die Freiwillige Selbstkontrolle, inwieweit Computerspiele und Filme Kindern und Jugendlichen zugemutet werden können. Aber wie genau tun sie das, und wieso werden immer wieder Spiele und Filme für Jugendliche freigegeben, in denen Blut spritzt und Gewalt eine Rolle spielt? Die Prüfer bewerten zu lax, sagen die einen – sie machen ihren Job gut und müssen sich den veränderten Medienerfahrungen anpassen, sagen die anderen.

| VON JÖRN SCHUMACHER

Zwei Pixelbalken, die ein Flugzeug darstellen sollen, bewegen sich über eine grüne Fläche. Einige Ansammlungen von digitalen Bildpunkten stellen Häuser dar, die das Flugzeug abschießt. Wir schreiben das Jahr 1983, und die Pixelanhäufungen auf dem Bildschirm stellen das Computerspiel „Blue Max“ dar, das damals für den C64-Computer programmiert wurde. Was aus heutiger Sicht wegen der schlechten Grafik lächerlich wirkt, war damals ein Fall für den Zensor: Weil in den pixeligen Häusern theoretisch Menschen sitzen könnten, erschien den Gutachtern das Spiel zu brutal, und es wurde auf den Index gesetzt.

Heutzutage arbeiten moderne Grafikchips unter Höchstbelastung dafür, dass der Spieler auf dem Computerbildschirm real wirkende Bilder zu sehen bekommt, die genauso gut aus einem Spielfilm stammen könnten. Ein riesiger Sprung liegt hinter den Spieleentwicklern, und in den Wohnzimmern kann so real geballert, gekämpft und erstochen werden wie nie zuvor. Über Kriegsspiele, die damals aus 16 Farben bestanden und den Sichtern das Gruseln lehrten, würde heute jedes Kind lachen.

Die Zeiten ändern sich, die Technik ändert sich, und auch die Arbeit der Jugendschützer ändert sich. Während in den 90er Jahren wegen des Spiels „Doom“ (Englisch für „Untergang“) viele das Ende der zivilisierten Welt kommen sahen, gehören Computerspiele heutzutage in viele pädagogische Konzepte, und der Besuch einer Computerspielmesse ist heute so normal wie der einer Buchmesse. Vorbei sind die Zeiten, in denen nach einem Amoklauf reflexartig das brutale Computerspiel, das sich auf dem Rechner des Attentäters fand, als logisch zwingende Ursache für die Tat festgestellt wurde. Die Grafik der Computerspiele wurde realistischer, die Amokläufe aber nicht häufiger.

Es hat sich herumgesprochen, dass der Spaß am Computerspielen für die meisten Nutzer nicht darin liegt, möglichst realistisch Menschen zu töten, sondern das Spielkonzept als solches zu genießen, so wie bei analogen Spielen wie Schach oder Siedler auch. Das mit Abstand erfolgreichste Computerspiel

Der Sinn der Altersangaben von USK und den Kollegen von der Freiwilligen Selbstkontrolle der Filmwirtschaft (FSK) ist es nach eigener Aussage, Eltern darüber zu informieren, welche Spiele oder Filme „die Erziehung von Kindern und Jugendlichen zu eigenverantwortlichen und gemeinschaftsfähigen Persönlichkeiten beeinträchtigen können“. Lidia Grashof, die als Vertreterin der Obersten Landesjugendbehörden der Bundesländer in der USK sitzt, verteidigt die Altersfreigabe des Spiels „Blood & Burning“ in der SZ, denn die Gewalt sei in dem Spiel „eher zurückhaltend und bei den Bluttexturen unrealistisch dargestellt“. Spieler ab zwölf Jahren hätten aufgrund ihrer kognitiven Entwicklung und ihrer Medienerfahrung keine Schwierigkeiten, zwischen Computerspiel und Realität zu unterscheiden.

Die Kollegen von der FSK sehen das ähnlich. „Es ist wichtig, in was für eine Geschichte solche Darstellungen eingebettet sind“, sagt Folker Hönge, Ständiger Vertreter der Obersten Landesjugendbehörden in der FSK. „Eine erkennbar fiktive Welt ermöglicht Kindern eine Distanz zum Geschehen.“ Und wenn Gut und Böse klar zu unterscheiden seien, könnten sie sich an diesem Muster orientieren. Wie realistisch die Gewalt dargestellt wird, ist also nicht entscheidend. Für die Sozialpsychologin Barbara Krahé von der Universität Potsdam kommt es auf die Botschaft an, die in den Medien vermittelt wird. Gefährlich werde es, wenn Spiele oder Filme Dinge aussagten wie: Gewalt ist erfolgreich, Gewalt ist lustig, Gewalt ist normal.

Der Sinn der Altersangaben von USK und FSK ist es, Eltern über Spiele und Filme zu informieren, welche „die Erziehung von Kindern und Jugendlichen zu eigenverantwortlichen und gemeinschaftsfähigen Persönlichkeiten beeinträchtigen können“.

weltweit, „Minecraft“, hat die kindischste Computergrafik von allen und sieht so unrealistisch aus wie eine Legolandschaft.

Das digitale Schlachten im Kinderzimmer

Andererseits kann man sich aber fragen: Wenn es gar nicht um das möglichst realistische Abschlachten von Feinden geht, warum müssen die Grafiken immer echter aussehen? Wie weit darf die Realität Einzug halten ins Kinderspielzimmer? Und warum gibt es so einen großen Markt für realistische Bluteffekte?

Schon im Trailer des Programms „Blood & Burning“ geht es richtig zur Sache: Lanzen durchstechen Körper, Köpfe werden abgehackt, das Blut spritzt aus dem Hals, das Opfer gurgelt. Es handelt sich um ein Zusatzprogramm für das Spiel „Total War: Attila“, ein militärisches Strategiespiel, und das Prüfgremium der Unterhaltungssoftware Selbstkontrolle (USK) hat es für Kinder ab zwölf Jahren freigegeben. Der Wissenschaftsjournalist Markus C. Schulte von Drach klagte in der Süddeutschen Zeitung (SZ): „Vergleichbare Spiele sind früher erst ab 16 freigegeben worden.“ Er sieht eine immer laxere Handhabe bei der Freigabe von brutalen Computerspielen und Filmen.

Im Spiel „God of War III“ steuert der Spieler einen muskelbepackten Hünen, der seine Gegner mit allerhand Waffen niederstrecken muss. Die USK gab es erst ab 18 frei. Worin liegen die Unterschiede, welche Spiele gibt die USK ab 16 frei, welche verbietet sie, und warum?

Schulte von Drach kommt in der SZ zu dem Schluss: Die Freigabe ist hinsichtlich von Gewaltdarstellungen in Filmen und Spielen immer liberaler geworden. Eine Jugendschutz-Expertin, die anonym bleiben möchte, bestätigt ihm: Was Jugendlichen an Gewalt in Medien zugemutet wird, habe sich „von den Möglichkeiten der Kinder, zu verkraften, was sie sehen, mittlerweile ziemlich weit entfernt“. Und die Psychologin Krahé erklärt, es könne zwar sein, dass sich Kinder schon früh an die Gewalt gewöhnen, doch das bedeute nicht, dass sie sie besser verarbeiteten.

„Sehgewohnheiten ändern sich“

Bei der Frage, ob die Einrichtungen der Freiwilligen Selbstkontrolle Spiele beziehungsweise Filme zu lax bewerten, möchte Ingrid Stapf, Philosophin und Dozentin für Christliche Publizistik an der Universität Erlangen-Nürnberg, differenzieren. Die Prüfer in den Selbstkontrollorganen müssten bei jeder Prüfung vielfältige Kriterien und Aspekte gegeneinander abwägen. „Dabei werden die Schutzinteressen von Kindern – und ihren Eltern – sehr ernst genommen“, sagt Stapf, die selbst von der Kirche als Prüferin für die FSK entsandt worden ist. Dabei spielten die gegenwärtigen Sehgewohnheiten eine Rolle. „Im Verlauf der Jahre haben sich auch die gesellschaftlichen Bewertungsstandards verändert. Löste noch in den 1950er Jahren ein Film wie ‚Die Sünderin‘ Debatten über den Moralverfall aus, so würde dies heute nicht mehr vergleichsweise stattfinden, denn gerade die Sexualnormen ha-

Was ist die USK?
Die Unterhaltungssoftware Selbstkontrolle (USK) ist eine freiwillige Einrichtung der Computerspielewirtschaft, sie ist jedoch als Instanz im Dienste des Jugendschutzgesetzes staatlich anerkannt. Zuständig für die Freigabe und Alterskennzeichnung von Computerspielen sind die Landesjugendbehörden.

Wer arbeitet da?
Zehn feste Mitarbeiter, acht ehrenamtliche Spielesichter und über 50 unabhängige Jugendschutzsachverständige. Die Sichter müssen neben „fachlicher Kompetenz“ eine „persönliche Reife“ und das „erforderliche Maß an Zuverlässigkeit“ mitbringen, und sie dürfen nicht für die Computerspielindustrie tätig sein.

Wann gelten Spiele als gefährlich?
Wenn sie die Nerven überreizen; übermäßige Belastungen hervorrufen;
die Fantasie über Gebühr erregen; die charakterliche, sittliche (einschließlich religiöse) oder geistige Erziehung hemmen, stören oder schädigen; sozialethisch desorientierend wirken; den Krieg verherrlichen; Menschen darstellen, die körperlich oder seelisch leiden; besonders realistische, selbstzweckhafte Gewalt beinhalten; Kinder oder Jugendliche „in unnatürlicher, geschlechtsbetonter Körperhaltung“ darstellen.
Wichtig ist zudem, ob der Spieler immer in der Lage ist, zu unterscheiden zwischen der Realität und dem Spiel.

Wer ist die FSK?
Als Pendant zur Welt der Computerspiele prüft die FSK (Freiwillige Selbstkontrolle der Filmwirtschaft) auf der Basis des Jugendschutzgesetzes (JuSchG) in einem Prüfverfahren die Freigabe von Filmen für fünf Altersklassen – FSK 0, 6, 12, 16, 18.

Wer prüft die Filme?
Das in der Bundesregierung zuständige Ressort für Kultur und Medien, das Bundesfamilienministerium, die Obersten Landesjugendbehörden, die Kultusministerien der Länder, die Evangelische und die Katholische Kirche, der Zentralrat der Juden sowie der Bundesjugendring entsenden Prüfer in das Gremium.

Gibt es eine Kontrolle für Fernsehprogramme?
Über die Einhaltung des Jugendschutzes im Fernsehen wacht die Freiwillige Selbstkontrolle Fernsehen (FSF). Der gemeinnützige Verein prüft, ob und zu welcher Zeit Programme unter Jugendschutzgesichtspunkten gesendet werden dürfen. Die rund 100 Prüfer sind Fachleute aus den Bereichen (Medien-) Pädagogik, Psychologie oder der Jugendhilfe. Zu den Mitgliedern gehören ausschließlich private Sender, denn die öffentlich-rechtlichen Sendeanstalten verwalten sich selbst und werden von ihren Rundfunkräten beaufsichtigt.
Wer zusätzlich Rat für die Kinder-Tauglichkeit von Fernsehprogrammen sucht, kann das Angebot „Flimmo“ nutzen. Der Ratgeber erscheint dreimal im Jahr als Broschüre und kann im Internet unter www.flimmo.de abgerufen werden. Darin finden Eltern und Pädagogen Tipps zur Mediennutzung, Informationen zu den Sendungen und Filmen und deren Inhalten sowie eine Empfehlung, ob und warum sie für Kinder geeignet sind oder nicht. Flimmo wird redaktionell vom Institut für Medienpädagogik in Forschung und Praxis verantwortet.

ben sich im Zuge des Wertepluralismus verschoben.“ Der Film, in dem es um eine moderne Maria Magdalena geht, zeige die Prostitution als einen selbstverständlichen Ausweg aus der wirtschaftlichen Not der Hauptperson, ebenso glorifiziere er Sterbehilfe und Suizid, sagten damals die Kritiker.

Die Medienethikerin betont gegenüber pro, dass die Prüfung und anschließende Altersfreigabe „eine Art Aushandlungsprozess“ ist. Deshalb sei es wichtig, dass diese Diskurse auch öffentlich (mit) verhandelt werden. Das Verfahren sei komplex und könne Filme nicht statisch in „richtig“ oder „falsch“ unterteilen. „Wie genau können und wollen wir beispielsweise Wirkungen von Gewaltszenen bei konkreten Kindern und Jugendlichen vorwegnehmen? Sprechen wir von kurzfristigen oder nachhaltigen Wirkungen? Muss davon ausgegangen werden, dass die Sichtung gewalthaltiger Filme selbst zu einer laxeren Einstellung von Gewalt führt, oder kann sie sogar für Gewalt sensibilisieren? Unter welchen Umständen wäre dies bei welchen Kindern der Fall?“

Stapf möchte sich hierbei lieber auf empirische Studien stützen, die längere Zeiträume untersuchen. „Wir haben es nicht mit einem Stimulus-Response-Modell zu tun, wo der gleiche Reiz bei allen Zuschauern zu den gleichen Reaktionen führt.“ Vielmehr komme es bei den Wirkungen auch auf die jeweiligen Nutzungsmotive und Persönlichkeitsmerkmale an, „angefangen vom jeweiligen Entwicklungsstand, besonderen Fürsorgebedürfnissen einzelner Kinder und ihren Sehgewohnheiten“. Die Medienexpertin erklärt: „Für extrem empfindsame Kinder können starke Gewaltfilme oder -spiele sehr verstörend wirken. Sie würden von strikteren Altersfreigaben sicher profitieren.“

Die Macht der „verbotenen Frucht“

Doch sind Altersbeschränkungen überhaupt sinnvoll? Wissenschaftler haben herausgefunden, dass sich vor allem Jungen im Alter von 12 bis 13 Jahren durch das Verbotene besonders angezogen fühlen. Prangte auf den Verpackungen von Spielen und Filmen eine höhere Altersfreigabe, als es ihrem eigenen Alter entsprach, stuften die Jugendlichen sie als attraktiver ein als andere. Ein Effekt, der in der Psychologie bekannt ist als „Forbidden-Fruit“-Effekt – der Reiz der verbotenen Frucht.

Es stellte sich zudem heraus, dass sich Eltern selbst nicht unbedingt an die Altersfreigaben halten: „Sie orientieren sich stärker an bestimmten Bildern oder am Inhalt als an der Kennzeichnung“, sagt Daniela Schlütz von der Hochschule für Musik, Theater und Medien Hannover, Co-Autorin der Studie. Ihr Kollege Sven Jöckel von der Universität Erfurt ergänzt: „Kinder unterscheiden sich in ihrem Entwicklungsstand oft stark. Was für den einen Zwölfjährigen zu viel ist, kann man bei einem anderen vielleicht ohne Bedenken empfehlen.“ Diese Kriterien fließen offenbar bei der Beurteilung der Eltern gegenüber geeigneten Medieninhalten stark ein.

Den Wissenschaftlern zufolge verzichte das deutsche System der Alterskennzeichnung in diesem Zusammenhang darauf, Hinweise auf die Inhalte eines Films oder Computerspiels zu geben. Andere Länder seien in diesem Fall schon weiter und wiesen genauer aus, worauf die Alterskennzeichnung inhaltlich gründet. Die Forscher sehen deshalb für den deutschen Jugendmedienschutz Handlungsbedarf.

Am Ende zählen nicht die Klicks

In der heutigen Gesellschaft sind wir dank Smartphone und Internet „super vernetzt – oder doch ganz allein“. In seinem gleichnamigen Buch beschäftigt sich der amerikanische Prediger Craig Groeschel damit, wie man trotz des Drucks ständiger Erreichbarkeit klug mit dem Smartphone umgehen und Beziehungen pflegen kann. Das hat für ihn auch eine geistliche Bedeutung. | VON JOHANNES WEIL

Craig Groeschel hat selbst gemerkt, wie abhängig er von seinem Handy ist. Häufig bekomme der Theologe „fast Panikattacken“, wenn er das Gerät irgendwo vergesse, gesteht er in seinem Buch „Super vernetzt – oder doch ganz allein“. Darin schreibt er gegen die ständige Verfüg- und Erreichbarkeit an, ohne dabei aber die technischen Entwicklungen zu boykottieren.

Der Pastor der „Life Church“-Bewegung in Oklahoma City bekennt, dass er in seinem Leben „#-Kämpfe“ austragen muss: „gekettet an das Smartphone, süchtig nach Lieblings-Apps und abhängig von sozialen Medien“. Die ständige Verfügbarkeit von Informationen und Kommunikation verstärke den menschlichen Wunsch nach mehr und die „Sofortbefriedigung“ eigener Bedürfnisse. Der Autor mahnt an, stattdessen Dankbarkeit wieder zu kultivieren.

Die neue Technik „misst mit schmerzlicher Präzision“ die eigene Popularität. Das mache oft unzufrieden, beschreibt Groeschel. Es herrsche Neid: egal ob materiell, finanziell oder auf der Beziehungsebene. Der Autor bemängelt zudem, dass der Freundesbegriff durch die Sozialen Netzwerke entwertet werde. Die Menschen sollten vielmehr die Bedürfnisse des anderen im Blick haben. Die technischen Neuerungen ermöglichten zwar, in Verbindung zu bleiben. In den entscheidenden Lebenssituationen sei es aber wichtiger, sich auf andere einzulassen und sich mit ihnen zu treffen: „In der Präsenz liegt Kraft“, schreibt Groeschel. Mit der technischen Entwicklung seien alltägliche und selbstverständliche Dinge verloren gegangen: ein Gespräch in Ruhe zu Ende zu führen, ohne zwischendurch auf das Smartphone zu schauen oder ungefiltert zu kommunizieren.

Groeschel wünscht sich, dass sich Menschen nicht abhängig machen von der Anerkennung anderer. Das eigene Leben solle authentisch das eigene Ich widerspiegeln. Die Verbundenheit mit anderen Menschen entstehe „durch unsere Schwächen“. Die Neuen Medien ermunterten aber dazu, narzisstischer zu werden. „Je wichtiger die sozialen Medien, desto mehr interessiere ich mich für mich selbst.“

Craig Groeschel: „Super vernetzt – oder doch ganz allein? Die Kunst mit dem Smartphone klug zu leben“, fontis, 320 Seiten, 14,99 Euro, 9783038480747

„Sag es mir ins Gesicht“

Der Autor spart ein anderes Reizthema nicht aus: den Umgang mit der Sexualität. Das Internet sei nicht schuld an „ehebrecherischen Affären“. Er wirbt trotzdem dafür, sexuelle Inhalte zu meiden. Groeschel möchte gegen den Strom der „hypersexualisierten Gesellschaft“ schwimmen und sich selbst in diesem Gestrüpp „sinnvolle Zäune“ bauen. So lässt er die Seiten, die er im Internet besucht, von zwei Mitarbeitern seiner Gemeinde kontrollieren: als Schutz. Dem Leser gibt er für das Verhalten im Netz noch weitere einsichtige Regeln mit: Zum Beispiel im Internet nur Dinge über andere zu verbreiten, die er ihnen auch ins Gesicht sagen würde: „Wenn es nicht hilfreich ist, dann schreibe es nicht.“ Am Ende eines Lebens zähle nicht die Zahl der Likes, sondern wie viel Liebe man gezeigt habe. Es sei bedauerlich, wenn die Nachrichten-Feeds voll seien, aber die Herzen und Seelen leer blieben. Eine Abhängigkeit von der Technik vergleicht Groeschel mit einem Götzendienst: Etwas bekomme mehr Raum im Leben, als ihm zustehe. Weil Gott ein eifersüchtiger Gott ist, wolle er über allem anderen stehen. Und dazu gehören für Groeschel auch Facebook- oder Twitter-Konten. Er schlägt einen Cyber-Sabbat vor, um „sein Herz wieder auf die wichtigen Dinge auszurichten“. In seiner eigenen Familie bleibe das Handy zwischen 22 Uhr und 7 Uhr ausgeschaltet.

Groeschels Rezept lautet, dass Gott helfen wird, Dinge zu ändern, wenn man ihn lässt. Deswegen empfiehlt er dem Leser am Ende des Buches zehn Gebote, um mit Sozialen Netzwerken so umzugehen, dass der Glaube wächst und man Gottes Liebe weitergibt. Alles, was wir – auch im Internet – tun, soll Gott ehren, lautet Groeschels Schlussplädoyer. Die Nutzer sollten in Sozialen Netzwerken reale Beziehungen unterstützen, sie aber nicht ersetzen. Es gelte, sie zu gebrauchen, statt sich von ihnen beherrschen zu lassen.

Das leicht lesbare Buch besticht dadurch, dass es kritische Aspekte der modernen Kommunikation offen benennt und dabei den einzelnen Nutzer im Blick hat. Dass die Smartphone-Nutzung auch eine geistliche Komponente hat, wird bei der Lektüre deutlich. ■

Dokumentarfilmer Lukas Augustin reist oft in Krisengebiete, um dort die Geschichten hinter den Schlagzeilen zu finden. Für seinen Film über die Versöhnung zwischen Opfern und Tätern des Völkermords in Ruanda hat er mehrere Preise gewonnen.

„VERSÖHNUNG IST UNIVERSELL“

Lukas Augustin ist Filmemacher und Journalist. Für seine Dokumentarfilme reist er meist in Krisengebiete. Mit seinem Film „Unversöhnt“ über den Völkermord in Ruanda hat er den „CNN Journalist Award 2015“ gewonnen und wurde für den Grimme-Preis nominiert. Im Gespräch mit pro erklärt er, was ihn sein eigener Film über Schuld und Vergebung gelehrt hat. | **VON NORBERT SCHÄFER**

Der Akku der Kamera ist leer. Die Hände kleben vom Dreck, kein fließendes Wasser, nur ganz selten Strom. Für seinen Film „Unversöhnt“ über die Aufarbeitung des Völkermords in Ruanda taucht der Filmemacher Lukas Augustin ganz in die Lebenswelt seiner Protagonisten ein und lebt mit in ihrem Dorf, um authentische Aufnahmen machen zu können. Am Wochenende muss er oft in die Hauptstadt Kigali fahren, um die Batterien der Filmausrüstung zu laden oder für seine Familie ein Lebenszeichen von sich zu geben. Die Mühen zahlen sich aus: Der Film, den der NDR koproduziert und 2014 ausstrahlt, wird im Jahr darauf mit dem „CNN Journalist Award“ ausgezeichnet, für den Grimme-Preis und den Deutschen Dokumentarfilmpreis nominiert und gewinnt in Qatar den Menschenrechtspreis des Senders Al-Dschasira.

Lukas Augustin dreht Dokumentarfilme. Dafür war er außer in Ruanda auch schon in Afghanistan, Somalia, Kongo und Syrien. Immer wieder zieht es den jungen Christen in Krisengebiete. „In Europa kommt häufig nur ein Bruchteil von dem an, was dort passiert ist“, sagt er. Ihn reizt es, ein Thema ausgiebig zu recherchieren und die Geschichte hinter den Schlagzeilen zu entdecken.

Seinen Zivildienst hat Augustin in Afghanistan geleistet: „Die Kultur und die Menschen dort haben mich fasziniert und geprägt“, verrät er. Er kann deswegen auch Arabisch und Persisch sprechen. In Bochum hat er Orientalistik, Islamwissenschaften und vergleichende Literaturwissenschaften studiert. Seit zwei Jahren lebt der 29-Jährige mit Frau und zwei Kindern in Berlin. Schon während seines Studiums machte er sich als freier Jour-

Fotos: Joas Burggraf; Luca Bertolli, thinkstock

nalist selbstständig und drehte Kurzfilme im Ausland. Parallel zur Uni hat er als Stipendiat der Konrad-Adenauer-Stiftung deren journalistische Nachwuchsförderung besucht. „Ich finde es sehr spannend, mich lange mit einem Thema zu beschäftigen, die richtigen Bilder zu suchen, die ein Gefühl, einen Moment sichtbar auf den Punkt bringen, an der Geschichte und der Narration zu schleifen. Für mich persönlich hat der fertige Film am Ende einen hohen ideellen Wert."

So echt wie möglich

Für die Dokumentation „Unversöhnt" begleitete er in Ruanda über ein Jahr hinweg Täter und Opfer des Völkermordes von 1994 mit der Kamera und hielt deren schweren Weg zur Versöhnung auf Film fest. „Zu hören, dass in Ruanda Angehörige ihre ganze Familie verloren haben und jetzt nicht Rache suchen, sondern auf die Täter wieder Schritte zumachen, auch in ihnen Menschen sehen – da hatte ich erstmal viele Fragen im Kopf", sagt er. Er wollte sehen: Was hat Versöhnung für eine Kraft, was kann sie in Menschen bewirken? „Der Schuld-und-Sühne-Stoff ist keine christliche Idee, er ist universell und zeitlos. Doch für Vergebung braucht es sehr viel Kraft. Der Täter muss mit all seinen Schuldgefühlen auf das Opfer zugehen. Das Opfer begreift, dass der Täter die ermordeten Angehörigen nicht wieder lebendig machen kann und auch durch Vergeltung den vorherigen Zustand nicht wiederherstellen kann. Nur wenn das Opfer den Täter aus seiner unmöglichen Bringschuld entlässt, ist der Weg frei für Versöhnung." In seinem Film wollte er nicht das übliche Gut-Böse-Schema zugrunde legen. Für seine Recherchen war er mehrmals jeweils zwischen zwei und fünf Wochen in Ruanda. „Ich wollte ein umfassendes und vielschichtiges Bild und seine Entwicklung zeichnen und die Lebensrealität, so gut es geht, widerspiegeln", erklärt Augustin. Als Weißer ging es auch darum, erst einmal Vertrauen aufzubauen und Zeit mit den Menschen zu verbringen, mit ihnen zusammenzuleben. Zunächst recherchierte und drehte er alleine. Beim zweiten Besuch war dann ein Kamerateam dabei.

Die Treffen mit Tätern und ihren Opfern haben Augustin selbst emotional herausgefordert, besonders, wenn Opfer und Täter sich zum ersten Mal gegenüber standen. „Ich kann es mir gar nicht vorstellen, wie es für mich wäre, das erste Mal den Mörder meiner Familie zu treffen. Natürlich nimmt einen das mit." Bei einer ersten spannungsgeladenen Begegnung war er dabei. „Wir haben nicht in die Situation eingegriffen, uns total zurückgehalten, selbst mein Übersetzer blieb still", erzählt er. „Nur an der Mimik und an der Artikulation haben wir gespürt, welche Emotionen im Raum sind." Dass er Zeuge dieser ersten Begegnungen sein konnte, bezeichnet er als großes Vorrecht und Reporterglück: „Ich nehme das auf, was ich vorfinde, und inszeniere nicht." Das bedeutet für Augustin, mit den Menschen so zu agieren, dass sie die Kamera gar nicht mehr stört: „Mein Ziel ist es, diese authentischen Momente, so gut es geht, zu bewahren." Gleichzeitig helfe die Kamera in solchen Situationen, die Rolle als Beobachter, nicht als Akteur, einzunehmen. Seine Bilder und die Erzählung der Menschen sollen für sich sprechen — auf einen bewertenden Kommentartext im Film verzichtet er. Dennoch ist ihm klar, dass seine Anwesenheit und die der Kamera das Geschehen immer auch beeinflusst. „Es gibt Momente, wo sich Menschen bewusst der Kamera zuwenden oder den Übersetzer anschauen, weil es ihnen leichter fällt, in unsere Richtung zu sehen, als dem Täter in die Augen zu schauen."

Dass es von den hunderten Stunden Material nur ein Bruchteil in den Film schafft, ist für ihn normal. Im Schnitt bereitet die Auswahl viel Arbeit. „Am Ende bleiben Ausschnitte von dem, was in der Realität passiert ist. Da bringt mir der Zuschauer auch sehr viel Vertrauen entgegen, wenn er mir glaubt, dass ich ihm das zeige, was wirklich geschehen und nicht erfunden ist." Durch den Film in Ruanda stellte Augustin fest, dass es beim Thema Schuld und Sühne keine Rolle spiele, wo er filme. Versöhnung habe eine universelle Kraft, unabhängig vom kulturellen oder religiösen Kontext. Ein schlechtes Gewissen, Trauer und Verlust spürt jemand, egal wo er lebt, sagt Augustin.

Warten auf den richtigen Moment

Dass ihn das Magazin Forbes Europe und die Fachzeitschrift medium magazin unter die „Top 30 unter 30" der jungen Journalisten gewählt hat, ehrt ihn, „aber es hat sich nichts an meiner Arbeitsweise geändert", fügt er nachdenklich hinzu. „Man wird für den letzten Film bewertet und sehr vieles, das einem begegnet, hat man nicht selbst gemacht." Das war auch in seinem Ruanda-Film der Fall. Die erste Begegnung zwischen dem mehrfachen Mörder und einer Überlebenden ist für ihn eine der wichtigsten Szenen im Film. „Ich habe viele Menschen interviewt und getroffen, aber konnte diese erste Begegnung zwischen Täter und Opfer nicht erzwingen." Und so musste er abwarten, dass etwas passiert. „Kurz vor der Abreise nach Deutschland fand ich plötzlich einen Täter, der mir im Interview erzählte, er möchte die Schuld nicht mehr länger mit sich herumtragen und die letzte Überlebende einer Familie treffen. Auch das Opfer willigte ein und einen Tag vor meiner Abreise fand diese spannende Begegnung statt. Das hat letzten Endes einen riesigen Teil dieses Films ausgemacht, dieses Treffen war aber nicht meine Leistung. Es war die Geschichte dieser Menschen, die so stark und so packend war", sagt er und wirkt nachdenklich. Er recherchiere, mache sich auf die Suche, aber welche Bedingungen und Geschichten er dann letzten Endes vorfinde, könne er nicht beeinflussen. „Ich habe mit dem Film sehr viele Preise gewonnen, aber bei dem nächsten Projekt fange ich auch wieder bei Null an und weiß nicht, was mich erwartet."

Froh ist er vor allem über die Unterstützung seiner Frau, die ihm den Rücken freihält, „damit ich mich diesen Geschichten widmen kann". Weil seine Frau gelegentlich auch bei den Produktionen mitarbeitet, bleibt die Balance zwischen Beruf und Familie eine Herausforderung vor allem in Stoßzeiten. „Meine Aufgabe ist erstmal, ein guter Ehemann und Vater zu sein, aus dieser Verantwortung lerne ich auch gerade sehr viel". Deswegen muss er auch immer wieder Anfragen ablehnen, die er sehr gerne umgesetzt hätte.

Bei seinem jüngsten Projekt „Die Brandnacht" für die NDR-Sendung „Panorama – die Reporter" beschäftigten er und seine Kollegin Birgit Wärnke sich mit dem ungelösten Brandanschlag auf ein Asylbewerberheim in Lübeck von 1996. „Dranbleiben" sei wichtig für einen guten Film, sagt Augustin. „Nicht zu früh aufgeben. Das schult den Riecher für gute Geschichten." Sein Wunsch ist, einmal einen Spielfilm zu drehen. Nach kurzer Überlegung schiebt er nach: „Aber das ist im Moment noch weit weg."

Grau ist der Himmel an dem Mittwochmittag Ende Januar in Hamburg. Ganz leichter Regenschauer rieselt herab. Eingemummelt in eine petrolfarbene Winterjacke kommt Jacqueline Thießen über den Campus der Uni Hamburg gerade von der Vorlesung Kostenrechnung. Derzeit studiert die 20-Jährige Sozialökonomie im dritten Semester. Auf dem Rücken trägt sie einen beige-braunen Rucksack mit rosa Blütenprint. Jacquelines knallroter Lippenstift und der grasgrüne, akkurat aufgetragene Nagellack fallen sofort auf. Ihre langen braunen Haare haben sich durch den Regen etwas gekräuselt.

Drei Jahre vorher: Los Angeles. Sonnenschein. Fotoshootings unter dem Motto „Sei sexy!“. Die damals 16-, später 17-Jährige kämpft um das Weiterkommen in Heidi Klums Show „Germany‘s next Topmodel“ (GNTM). Jacqueline erreicht in dem Modelwettbewerb die Top 10, setzt sich gegen Tausende Mädchen durch. Als Eintrittskarte in die nächste Wettbewerbsrunde dient ein Foto des vergangenen Shootings. In L.A. hoffen die letzten zehn Mädchen auf das Weiterkommen. Acht haben bereits ein Foto bekommen. Schließlich sind Jacqueline und eine weitere Kandidatin an der Reihe: Moderatorin Heidi Klum, genannt „Model-Mama“, sagt, sie habe leider kein Foto für „Jacky“, wie deren Spitzname lautet. Das bedeutet für sie das Aus in der Sendung.

Jacqueline war besonders in der Show: besonders jung, nicht besonders an Mode und Styling interessiert, besonders christlich. Während der GNTM-Zeit erlebte sie immer wieder Anfeindungen von ihren Konkurrentinnen. Sie hörte in Interviews anderer, „dass Mädchen sich wünschten, ich möge endlich gehen, weil ich nicht hierher gehörte und nichts auf die Reihe bekäme“, beschreibt sie rückblickend in ihrem Buch „Life Edition. Mein Modeltagebuch“. Das habe sie damals verletzt. „Jesus sagt ja sogar, wir sollen unsere Feinde lieben. Das ist nicht immer einfach!“ Heute, mit mehr Abstand, spricht sie positiver von der Verbindung zu den anderen Teilnehmerinnen. Sie sei mit „fast allen in Kontakt“ und durch die Sendungen seien „Freundschaften fürs Leben“ entstanden.

Kirche macht Spaß

Durch ein Sozialpraktikum in der Kirche während der Schulzeit wird Jacqueline klar: Pastorin zu sein, vereint alles, was sie gerne macht: „mit Menschen zusammenarbeiten, Hausbesuche machen, sich beim Kirchencafé mit Menschen über ihr Leben unterhalten, singen, sprechen, das Schreiben der Predigten, die Lesungen während des Gottesdienstes“. Die Inspiration kommt nicht von irgendwoher: In ihrem früheren Wohnort Sülfeld in Schleswig-Holstein geht sie mit ihrer Familie in eine Kirche mit einem „jungen Pastor, der wahnsinnig viel Freude und ganz viel Elan hatte, der alles lebendig gestaltet hat, dass es richtig Spaß gemacht hat, in die Kirche zu gehen“. So habe sie von Anfang an gelernt: „Kirche macht Spaß!“ Der Pastor habe „mehr geleistet, als erwartet wurde, die Predigttexte auf sein eigenes Leben bezogen“. Das begeistert sie.

Die 20-Jährige ist heute in ihrer Hamburger Gemeinde im Kirchenvorstand, hält Lesungen im Gottesdienst, ist Teamerin in der Konfirmandenarbeit, arbeitet bei der Kinderkirche mit und bringt den Jungen und Mädchen biblische Geschichten näher, bastelt, backt mit ihnen. Jacqueline erlebt lebendiges Zusammenarbeiten in der Kirche. Das sei nicht in allen Gemeinden der Fall.

Aktuell treten Hunderttausende Menschen aus der Evangelischen und der Katholischen Kirche aus. Dem möchte Jacqueline später als Pastorin Einladendes entgegensetzen: Die Kirche sollte „ein bisschen mehr mit der Zeit gehen“, die Predigttexte auf das Hier und Jetzt beziehen, Abendgottesdienste – nicht zwangsläufig an einem Sonntag – anbieten, Jugendliche mehr einbinden, ein Jugend- oder Clubhaus starten, wie das in ihrem Kirchenkreis geschehen ist. Dorthin brächten die Konfirmanden auch ihre Freunde mit. „Im Kindergarten und in der Grundschule gibt es noch Interaktionen mit der Kirche. Sobald die Jugendlichen auf die weiterführende Schule kommen, bietet die Kirche fast nichts mehr an. Wenn die Jugendlichen oder ihre Eltern noch nie etwas damit zu tun hatten, dann ist es schwierig, überhaupt mit Leuten Kontakt zu bekommen.“

Nach ihrem Wirtschaftsstudium will Jacqueline entweder ins Berufsleben einsteigen oder das Theologiestudium anhängen. Ihr Pastor hatte ihr empfohlen, erst einmal einen anderen Beruf zu lernen, damit sie später praktischer predigen kann. Und wie die junge Kirchenvorständlerin bemerkte: Der Pastor ist in der Gemeinde auch für wirtschaftliche und finanzielle Fragen verantwortlich. Das passe gut zu ihrem Wirtschaftsstudium.

> „Man muss nicht immer hübsch sein.“

Gemeinde als Ruhepol

Im Anschluss an die GNTM-Zeit veröffentlichte Jacqueline „Life Edition. Mein Modeltagebuch“ – ein Ermutigungsbuch, wie sie es nennt. Das Buch speist sich unter anderem aus Jacquelines Tagebucheinträgen, die sie während der Fernsehshow geschrieben hat. Jedes Kapitel beginnt mit mindestens einem Bibelvers. Sie nimmt den Leser hinein in den Casting-Alltag von GNTM. Mit dem Buch möchte sie vor allem jungen Leserinnen erklären, wie es im Modelgewerbe abläuft, ihnen aber auch Mut für herausfordernde Lebenslagen zusprechen. Sie beschreibt zudem, was sie an Kirche mag: „Für mich hat besonders Bedeutung, dass man dort nicht nach seinem Aussehen oder Können bewertet wird, jeder darf helfen, so viel und so gut er eben kann – es ist ein starker Gegensatz zum Modelbusiness, aber gerade deshalb ist mir mein Glaube und das Gemeindeleben wichtig – als Ruhepol und Möglichkeit, einfach ganz locker und entspannt ich zu sein.“ Sie gibt den Lesern den Rat: „Geht in die Kirche eurer Gemeinde und versucht, euch einzubringen. Engagiert euch für Neues, helft, wo ihr könnt.“ Ihr Glaube sei „im Hintergrund immer mit dabei. Der Glaube ist mein Leben“, sagt sie im Gespräch mit pro. Sie bete nicht vor jedem Essen und auch nicht jeden Abend. „Aber ich habe die Gewissheit, dass jemand da ist, der auf mich aufpasst, der mir nie mehr zumutet, als ich schaffen kann, und dass ich mich jederzeit an ihn wenden kann.“

Bei GNTM galt sie als „Staffel-Streberin“, weil sie alles perfekt machen wollte; und als „Kirchenmaus“, denn sie erzählte schon damals, dass sie vorhabe, Pastorin zu werden. Sie passte nicht so recht ins Mode-Raster. Das passt aber wiederum zu ihrem Lebensmotto: „Why fit in when I was born to stand out?“

Das Model, das auf die Kanzel will

Bei „Germany's next Topmodel" landete Jacqueline Thießen 2013 unter den Top 10. In der Sendung bekam die damals 16-Jährige das Label „Kirchenmaus". Auch während ihres Studiums ist das Modeln weiterhin ihre Leidenschaft. Später möchte sie Pastorin werden. Inspiriert hat sie ein engagierter Pastor in ihrer Kirche. | **VON MARTINA SCHUBERT**

Jacqueline Thießen liebt es, bei Shootings in unterschiedliche Rollen zu schlüpfen: „Bei professionellen Fotos sehe ich mich nicht selbst darauf."

Foto: Julian Freyberg

– „Warum reinpassen, wenn ich geboren wurde, um herauszustechen?“. Jacqueline will sich nicht verbiegen. Wenn sie gute Noten schreibt oder Latein mag, sei das nichts Schlimmes. „Ich muss nicht überall perfekt integriert sein. Ich kann auch Ecken und Kanten haben, an denen sich einige stoßen, andere finden die vielleicht besonders toll.“

Mit dieser Einstellung steht sie auch dem von den Medien verbreiteten Schönheitsideal kritisch gegenüber. Das „Ich muss immer schön sein“-Bild findet sie „teilweise einfach falsch, weil man nicht immer perfekt sein kann. Und man muss auch nicht immer hübsch sein“. Sie findet es „krass, dass Kinder ab der fünften Klasse sich inzwischen schminken müssen, um anerkannt zu werden, um sich hübsch zu fühlen. Die sagen, ich kann ungeschminkt nicht aus dem Haus gehen, weil ich mich da nicht wohl, nicht hübsch fühle. Ungeschminkt ist man genauso schön wie geschminkt.“ Jacqueline plädiert für ein natürliches Schönheitsideal in den Medien. „Aber es ist wahnsinnig schwierig, weil das so in den Köpfen verankert ist.“

Eine Agentur, bei der sich Jacqueline bewarb, wollte, dass sie zehn Kilo abnimmt. Wäre sie dem Wunsch nachgekommen, hätte sie bei 1,78 Meter nur noch 44 Kilogramm gewogen. Das seien die Voraussetzungen für den internationalen Markt, hieß es von der Agentur. Das lehnte das junge Model ab, weil sie dann untergewichtig gewesen wäre. Dass in Frankreich mittlerweile Magermodels verboten sind, begrüßt Jacqueline. Nun ist sie bei einer Hamburger Agentur unter Vertrag, die nicht von ihr verlangt habe, abzunehmen. Sie modelt hin und wieder auf dem Laufsteg, macht aber vor allem Mode-Shootings.

Nacktbilder sind tabu, Bikini ist okay

Als Topmodel-Kandidatin hatte Jacqueline mit den anderen Mädchen die Aufgabe, mit fünf Männern zu tanzen, deren Oberkörper nackt war. Danach sollten sie mit jeweils einem von ihnen sexy für Bilder posieren. Das war für Jacqueline eine ungewohnte Situation: Mit ihren 16 Jahren hatte sie privat noch keine Erfahrung „als Herzensbrecherin“. „Als Model war das etwas anderes – auf einmal sollte ich das auf Knopfdruck können.“ Da ihr Shooting-Partner freundlich war, machte es Jacqueline trotzdem „richtig Spaß“. Aktuell ist sie Single.

Ihren Körper zur Schau stellen, ist für sie „einfach ein Job. Mein Körper und mein Äußeres sind in dem Fall mein Kapital, genauso wie es bei anderen die Intelligenz, die Fähigkeit, mit dem PC umzugehen oder ähnliches ist“. Nacktbilder kommen für sie nicht in Frage, aber sie habe „kein Problem damit, den BH auszuziehen, wenn die Brust bedeckt ist, solange es seriös aussieht“. Sie schließt jedoch nicht aus, dass sie irgendwann einmal ihre Brüste unbedeckt zeigt. Mit ihrem Pastor hat Jacqueline über Bikini-Shootings gesprochen. Er sehe da „kein Problem“. Sie sieht das ebenfalls locker: „Auch als Pastorin kann man ins Schwimmbad gehen und einen Bikini tragen.“

pro VIDEO

Film zum Artikel online:
bit.ly/interview-thiessen

„Germany‘s next Topmodel“ war für Jacqueline Thießen eine gute Schule, um den Umgang mit Kameras zu lernen

Foto: pro/Martina Schubert

Als bei GNTM ein Fotoshooting mitten auf der Luxus-Shopping-Straße Rodeo Drive geplant ist, überraschte Heidi Klum die Topmodel-Anwärterin mit einer Einkaufs-Tour. Grund: Ihre Kleider schienen nicht so modern wie die der anderen Mädchen. Die lachten Jacqueline deswegen sogar aus, was sie wiederum verletzte und zum Weinen brachte. „Sie lachten – alle!“ Diese Szene war für sie „wirklich der schlimmste Moment in meiner Zeit bei GNTM“. Damals fühlte sie sich „unheimlich alleine und so gedemütigt und vorgeführt“. Diese Folge sieht sie noch heute nicht gerne an. Die negativen und die positiven Erfahrungen haben sie aber weitergebracht, sagt sie.

Die Zeit bei „Germany‘s next Topmodel“ hat Jacqueline auch den Grundstein für einen professionellen Umgang mit den Medien und der Kamera gelegt. Plaudert sie auf dem Weg zum Uni-Café gerade noch entspannt wie die nette Kommilitonin, weiß sie, wie sie sich zu geben hat, sobald das Band läuft. In ihren Antworten greift sie die gestellte Frage auf, spricht durchdacht, formuliert klar und fast druckreif – ein echter Medienprofi.

Durch GNTM sei sie offener und selbstbewusster geworden und habe gelernt, Leute anzusprechen und ihren Körper ganz neu wahrzunehmen, sagt Jacqueline. Absagen bei Castings und von Agenturen machten ihr nichts aus und sie nehme sie sich nicht zu Herzen, sagt sie, und hebt ihren Kopf ein wenig. Trotzdem beschreibt sie sich selbst als schüchtern. Zielstrebig und ehrgeizig sei sie, eine Perfektionistin. Mit ihren großen blauen Augen wirkt Jacqueline mädchenhaft. Von der engen und liebevollen Verbindung in ihrer Familie zehrt sie: „Bei GNTM hat mir auf jeden Fall geholfen, dass ich von zu Hause einen sehr starken Rückhalt habe und hatte.“

Jacqueline ist ein Familienmensch, genießt die Zeit mit ihren Eltern, von denen sie noch Taschengeld bekommt, mit ihrer Schwester und dem jüngeren Bruder. Sie möchte „so lange wie möglich zu Hause wohnen bleiben“. Das liegt weniger daran, dass es schwierig wäre, von der Modelgage Wohnung, Studium und Lebensunterhalt zu bezahlen. Sie möchte den Familienkontakt nicht missen. Mit ihrer 15-jährigen Schwester schaut sie auch die neue Staffel von „Germany‘s next Topmodel“. Und sie stellen sich vor, sie wären unter den Kandidatinnen.

Mit Gott im Bad

Das Radio läuft beim Kochen, beim Autofahren, im Badezimmer, im Frisörsalon. Wenn in Verkündigungssendungen dann von Gott die Rede ist, kommt er mitten hinein in den Alltag. | VON DANIEL SCHNEIDER

Foto: Dan Watson

Foto: Lea Rebecca Wörner

Daniel Schneider (36) ist Journalist und Theologe. Er arbeitet als Fernsehautor für die WDR-Sendung „Planet Wissen“, als Sprecher, Autor und Redakteur für „Kirche im WDR“, schreibt Bücher und ist als Redner, Referent und Moderator unterwegs. Daniel Schneider ist mit Eva-Lisa verheiratet. Sie haben drei Kinder und leben im ostwestfälischen Löhne.

Die Rahmenbedingungen sind klar: Das Radio ist ein „Nebenbei-Medium“ und trotzdem oder gerade deshalb unser ständiger Begleiter. Egal ob über UKW oder Internet: Auf der Arbeit, im Auto und im Bad wird Radio gehört. Vor allem wegen der Musik, der Nachrichten, des Wetters und der Verkehrsdurchsagen. Und mitten in diesem Mix aus den besten Hits, den wichtigsten Infos und einer ordentlichen Portion Unterhaltung wird regelmäßig ein Gedanke über oder von Gott platziert. Das Ganze nennt sich „Verkündigung im Radio“ und ist genau da, wo der Allmächtige sowieso schon seinen Stammplatz hat: Mitten im Alltag von uns Menschen!

Als Sprecher, Autor und momentan verantwortlicher Redakteur der Radiosendung „Kirche in 1LIVE“, des Jugendprogramms des Westdeutschen Rundfunks, befasse ich mich unter dem Dach der evangelischen Rundfunkbeauftragten des WDR mit der sogenannten Rundfunkhomiletik, also damit, Menschen mit Gott im Radio bekannt zu machen.

Die Reaktionen auf diese Beiträge sind so individuell wie die gesamte Hörerschaft von 1LIVE: Lukas dreht leiser und wartet auf das nächste Lied. Fine dreht lauter und hört genauer hin. René verdreht die Augen und ist verärgert, Farid belustigt, Inga irritiert. Luis fühlt sich verstanden, Anna sogar getröstet und Omar motiviert. Für Antoine ist es vergeudete Sendezeit. Sebastian findet es unerträglich fromm, wenn „on air“ ein Bibelvers zitiert wird, was Leonie jedoch sehr gut gefällt. Sie hingegen findet es unmöglich, wenn in einem Kirchenbeitrag „nur“ über faire Kleidung gesprochen wird und Gott wörtlich noch nicht einmal erwähnt wird. Das freut Sebastian allerdings ungemein.

Gott kommt vorbei

Gerade die vielfältigen Reaktionen, ob positiv oder negativ, sind für mich in den vergangenen fünf Jahren meiner Tätigkeit in diesem Bereich zu einem unermesslichen Schatz geworden. Egal, ob ich zu gesellschaftlichen oder politischen Themen Stellung beziehe oder einen zeitlosen Gedankenanstoß weitergebe: Es ist ein Privileg für mich, in dieser Form theologisch und journalistisch tätig zu sein.

Alles, was ich den Radiohörern mitgeben möchte, lässt sich in einem Vers zusammenfassen: „Ich habe euch lieb, spricht der Herr.“ (Maleachi 1,2a). Dieser Satz hat sich in mein Herz eingebrannt. Auch wenn er inmitten eines eher unharmonischen Kontextes steht und deshalb auch so überraschend anmutet, finde ich diese Aussage Gottes sehr stark. Ich kann sie gar nicht oft genug hören. Sie fällt so nebenbei und ist doch so treffend und völlig ausreichend für einen „Nebenbei-Moment“.

Deshalb liebe ich diese Form der Verkündigung so sehr. Auch hier sind die Rahmenbedingungen klar: Gott kommt nebenbei vorbei und ist trotzdem oder gerade deshalb in den intimsten und ehrlichsten Momenten des Lebens präsent. Auf der Arbeit, wo gerade eine Entlassungswelle ansteht; im Auto, auf dem Weg zum Krisengespräch mit der Freundin oder im Bad, kurz vor dem ersten Date mit der Traumfrau.

In diesen Situationen erstmalig, zum wiederholten Mal oder mehrmals zu hören, dass es einen Gott gibt, der uns Menschen liebt, guttut und mit uns unterwegs sein möchte, ist tröstlich, motiviert, macht Mut, ist für manche Hörer irritierend, unpassend oder komplett egal.

In jedem Fall ist Verkündigung so genau da, wo sie hingehört: Mitten im Alltag der Menschen. Und einen besseren Platz gibt es nicht.

Das Lachen bleibt im Halse stecken

Die „heute-show“ im ZDF gehört zu den beliebtesten Satiresendungen im deutschen Fernsehen. Besonders gern werden dort Konservative, Liberale und Christen veralbert. Kritiker sehen darin ein Problem – der Sender nicht. | VON MORITZ BRECKNER

Freitagabend in einem TV-Studio in Köln-Mühlheim: Oliver Welke, Moderator der „heute-show“, redet sich gegen die CSU in Rage. „Wie viele undurchführbare Schwachsinnsideen aus München müssen wir noch ertragen?“, ruft er. „Ich kann nicht mehr!“ Welke zeigt einen kurzen Filmausschnitt, in dem Horst Seehofer sagt, er sei sehr zufrieden, äfft dann dessen Lächeln und Atmen nach und erklärt, Seehofer sei so selbstzufrieden, das grenze an „Selbstzufriedigung“. Das soll wohl an „Selbstbefriedigung“ erinnern und deswegen lustig sein. Das Publikum honoriert den Gag und lacht.

Die „heute-show“ ist eine Satire im ZDF, die sich seit 2009 zu einer der prestigeträchtigsten Sendungen des Programms entwickelt hat. Über drei Millionen Zuschauer schalten ein, darunter viele junge Leute, die das ZDF sonst nur selten locken kann. Welke und sein Team haben 2010 den Adolf-Grimme-Preis für Unterhaltung gewonnen, in der Online-Mediathek des Senders gehört die jeweils aktuelle Folge zu den am meisten geklickten Videos der Woche. Szenen wie die eingangs beschriebene machen den Kern der Show aus, hinzu kommen ein paar Sketche mit Welkes Kollegen, darunter Lutz van der Horst, Carolin Kebekus und die Kunstfigur Gernot Hassknecht, der spezialisiert ist auf geschriene Wutreden.

Das ZDF verweist auf Nachfrage darauf, dass sich das Team der „heute-show“ über Politiker aller Parteien lustig macht, was auch stimmt, etwa dann, wenn die „Reporter“ die Parteitage von Grünen oder Linkspartei heimsuchen. Dennoch kommt es nicht von ungefähr, wenn die Tageszeitung Die Welt das Weltbild der Sendung so beschreibt: „Horst Seehofer ist schlimmer als Putin, Assad und Kim Jong-un zusammen, Amerika der wahre Feind der Menschheit, und der ‚Neoliberalismus‘ hat Griechenland auf dem Gewissen. Blutrünstiger Vollstrecker: Wolfgang Schäuble.“ Schuld am Elend in der Welt seien im politisch korrekten Kabarett im Zweifel immer „wir“, also der Westen, und vor allem „wir Deutsche“. Gerade in der Flüchtlingskrise ist die Marschrichtung der „heute-show“ klar: Wer die Parole „Refugees Welcome“ nicht vorbehaltlos teilt, ist mindestens ein halber Nazi und wird genüsslich als Dumpfbacke vorgeführt, egal ob Pegida-Demonstrant oder Bundestagsabgeordneter. Muten zuweilen schon die Nachrichten des öffentlich-rechtlichen Rundfunks wie Erziehungsfernsehen an, werden Andersdenkende bei der „heute-show“ obendrein beleidigt und der Lächerlichkeit preisgegeben.

Wie die „Demo für alle“ vorgeführt wird

Dass sich Welke und sein Team grundsätzlich auf Konservative oder Liberale einschießen, um sie zu demütigen und mundtot zu machen, kritisierte der Ökonom Hans-Martin Esser im Weblog „Die Achse des Guten“. Gegenüber pro bekräftigt er seine Ablehnung der Show und erklärt, wie Reporter der Sendung etwa auf Demonstrationen arglose Opfer interviewen, um sie dann dem Publikum als dumm vorzuführen. „Kamera und Mikrofon in den Händen erfahrener Journalisten, wenn auch Zweitklassige ihrer Zunft, sind einschüchternd, und sollen dies auch sein“, erklärt er.

Foto: ZDF/Willi Weber

„heute-show“-Moderator Oliver Welke begann seine TV-Karriere als Sportmoderator bei Sat.1. Auch beim ZDF macht er nicht nur Comedy, sondern berichtet unter anderem über die Spiele der Champions-League und war bei der Fußball-WM 2014 im Einsatz.

Ein Beispiel hierfür gibt es auf YouTube: „Reporter“ Lutz van der Horst besucht in Stuttgart die „Demo für alle“, eine von mehreren christlichen Initiativen organisierte Kundgebung gegen „Frühsexualisierung“ durch zu detailreichen Sexualkundeunterricht für zu junge Kinder. Geschickt lockt der Komiker die meist grauhaarigen Teilnehmer in die Falle, fragt sie nach Anal- und Oralverkehr, stellt alte Herren bloß, die fordern, in Kindergarten und Grundschule sollte nicht über Sex gesprochen werden. Das Publikum grölt aus dem Off. Satire darf zwar lustige Situationen herbeiführen, doch wird hier die oft mangelnde Medienkenntnis von Menschen ausgenutzt, um sie lächerlich zu machen.

Ähnliches machten Mitarbeiter der „heute-show“ 2014 beim „Marsch für das Leben“ in Berlin, einer Kundgebung gegen Abtreibung und Sterbehilfe. „Wen würden Sie denn heute gerne kreuzigen?“ oder „Welche Verhütungsmethoden können Sie empfehlen?“, fragten sie die Demonstranten. Der CDU-Bundestagsabgeordnete Hubert Hüppe roch den Braten und schritt ein, um die Interviewten zu warnen und ihnen zu erklären, dass sie für eine Comedysendung befragt werden. Nach Hüppes Darstellung wurde er vom Drehteam der „heute-show“ deswegen „körperlich angegangen, das heißt: weggestoßen“. Der Sender bestreitet dies, Mitglieder des Teams hätten nur versucht, den Dreh „abzuschirmen“, weil Hüppe die Interviews gestört habe.

Esser erklärt: „Man kann den Eindruck gewinnen, dass das ZDF, das einst besonders nah an den christlichen Kirchen stand, sich barsch von ihnen abwendet, gar einen Spaß daraus macht, Christen möglichst lächerlich darzustellen.“ Für ihn wirke dies wie ein Ausdruck pubertärer Reflexe und Komplexe, sich von den alten Wurzeln zu lösen. Fragt man den Mainzer Sender nach der politischen Linie seines Comedy-Flaggschiffs, verweist der auf ein Interview, das Oliver Welke Mitte Dezember dem Spiegel gegeben hat. Die Obsession seiner Sendung mit der CSU erklärt der Moderator dort damit, dass Horst Seehofer nun einmal zu denen gehöre, die verlässlich lustiges Material liefern. Zur Flüchtlingsdebatte fragen die Journalisten des Spiegel, warum diejenigen, die alles wunderbar finden und glauben, Deutschland werde von den Migranten nur profitieren, ungeschoren davonkommen. Welke erklärt, das Versagen der Großen Koalition bei dem Thema aufgegriffen zu haben. „Aber über das berühmte ‚Wir schaffen das‘ kann ich mich trotzdem nicht so aufregen wie viele Mitbürger“, erklärt er. „Wenn die Stimmung ohnehin emotional aufgeheizt ist, muss Politik doch erstmal mit Zuversicht dagegensteuern. Soll sie sagen: Springt alle aus dem Fenster, hat eh keinen Sinn?“ Welke weist den Vorwurf zurück, sozialdemokratisches Kabarett zu machen, und ergänzt: „Aber Pegida und die AfD, das sind Angstvampire, die wittern, dass jetzt ihre Stunde gekommen ist. Und da müssen Parteien, das sage ich jetzt privat, mit Fakten und von mir aus auch mit Zuversicht dagegensteuern.“

Auf die Frage, ob es denn seine Aufgabe sei, den „guten Deutschen“ den Rücken zu stärken, erklärt der Moderator: „Unsere Aufgabe ist, jeden Freitag möglichst gut zu unterhalten. Im Übrigen: Warum sollte ich mich in der Show lustig machen über Leute, die in ihrer Freizeit Flüchtlingen helfen?“ Welkes Antwort ist nachvollziehbar, doch bleibt dann die Frage offen: Warum macht sich Welke über Christen, die auf Demonstrationen demokratisch ihre Meinung kundtun, lustig? Ganz offenbar deswegen, weil in erster Linie diejenigen ihr Fett wegbekommen, die eine andere Meinung vertreten als die Macher der „heute-show“.

Auf Twitter findet sich nicht nur fröhliches Spatzengezwitscher, sondern auch rabenschwarze Kunde über das Seelenleben mancher Nutzer

Nicht einfach nur traurig

Seit mehr als einem Jahr twittern Schwermütige unter #NotJustSad über ihr Seelenleben. Außenstehende können hier lernen, was Betroffene durchmachen. Hilfe beginnt im Alltag. | VON DANIEL FRICK

Was ist Stärke? Die zurechtgelegte Klinge wieder wegpacken. Weil man weiß, dass man es anders lösen kann. #notjustsad #depression.“ Diesen Tweet setzte die Twitternutzerin „Anni“ (@anni_2111) am 4. November 2015 ab. Mit dem Hashtag #NotJustSad verwendete sie jene Erkennungsparole, unter der sich Depressive seit mehr als einem Jahr auf dem Kurznachrichtendienst zusammenfinden – und dort offenbar auf Verständnis und Hilfe stoßen. „Anni“ jedenfalls weiß, was sie an der virtuellen Gemeinschaft hat: „Danke, dass ihr da seid. Das bedeutet mir ganz viel. Und nimmt mir einen Teil meiner Einsamkeit. Danke. #notjustsad #depression“, schrieb sie einen Tag später.

Die Geschichte von #NotJustSad beginnt am 10. November 2014. Die Berliner Bloggerin Jana Seelig verfasste an jenem Montagnachmittag eine Reihe von Tweets, in denen sie vor allem das Unverständnis anderer für die Betroffenen und ihre Stuation ansprach: „Wenn ihr selbst keine Depressionen habt, dann dürft ihr auch nicht mitreden und uns sagen, wie es uns zu gehen hat und was wir tun sollen.“ Malaika Bunzenthal aus Frankfurt, ebenfalls eine Bloggerin, stieß auf die Wortmeldungen und ersann den Hashtag #NotJustSad, „Nicht einfach nur traurig“, für Tweets zum Thema Depression. „Vor allem für Betroffene“, schrieb sie dazu.

Was folgte, war eine Welle von Tweets unter diesem Schlagwort. Leitmedien merkten auf. Schon am nächsten Morgen berichteten die Online-Ausgaben von Süddeutscher Zeitung, der Wochenzeitung Die Zeit oder des Magazins Stern über den neuen Trend auf Twitter. Seelig und Bunzenthal hatten einen Nerv getroffen. Und noch heute hängen im Schnitt jeden Tag 135 Tweets mit #NotJustSad zusammen. Wer danach sucht, findet ein Sammelsurium an selbstzerfleischenden Kommentaren, Hilferufen aus der Einsamkeit, Wutworten über Unverständnis, Klagen, das Leben nicht mehr gestalten zu können, Frustäußerungen über die mit Depressionen verschwendete Lebenszeit.

Unterdessen stritten sich Seelig und Bunzenthal darüber, wem wie viel Ehre dafür gebührt, das Thema Depression auf diese Weise bekannt gemacht zu haben. Aber angesichts der Einzeldramen ist das ein Nebenschauplatz, zu dem noch zu sagen ist: Seelig ergatterte einen Buchvertrag bei Piper, dort erschien Anfang Ok-

Foto: GlobalP, thinkstock

tober ihr Debütroman zum Thema, „Minusgefühle“. Die Berliner Zeitung schrieb dazu: „Jana Seelig hat eines geschafft: Das Tabu Depression ist gebrochen, fast schon gesellschaftsfähig geworden.“

Auf solche großen Worte braucht man nicht viel zu geben. Ebenso oft wie Depression zur „neuen Volkskrankheit“ gekürt wird, heißt es, das damit verbundene Tabu erlösche. Professor Ulrich Hegerl, der die Stiftung Deutsche Depressionshilfe leitet, sieht nach wie vor eine Stigmatisierung von Betroffenen, die auf Unverständnis oder Verunsicherung zurückzuführen sei. Der Vorwurf laute dann etwa, man lasse sich gehen oder sei zu schwach. Dabei sei Depression keine Laune, kein Burnout und schon gar keine Charakterschwäche. Tatsächlich handele es sich um eine Krankheit, die jeden treffen könne, erklärt Hegerl. Laut der Stiftung erkranken jedes Jahr 4,9 Millionen Menschen in Deutschland an einer Depression. Die große Mehrheit der jährlich 10.000 Suizide sei darauf zurückzuführen.

Eben aufgrund besagter Tabus nutzen auch Menschen #NotJustSad, die sich in ihrem Umfeld noch nicht „geoutet“ haben. Dieses Wort verwendet der Twitter-Nutzer „MarKle“ (@blacklight764), der seit einem Dreivierteljahr unter #NotJustSad twittert. „Über Twitter kann ich meinen Gedanken freien Lauf und andere daran teilhaben lassen, ohne dass ich mich outen muss. Es tut mir gut, wenn man sieht, dass man nicht alleine ist“, sagt er gegenüber pro. Als Mann falle es ihm zusätzlich schwer, seine Depression seinem Umfeld bekannt zu machen.

Etwas anders gelagert ist es bei Sabine, die ihren Twitter-Namen nicht genannt haben möchte. „Mein Umfeld weiß von meiner Krankheit. Die wenigsten können aber etwas damit anfangen. Das kann man auch gar nicht erwarten.“ Twitter hat für sie zwiespältigen Charakter: Einerseits sei es hilfreich, die Tweets anderer zu lesen, denen es ähnlich gehe. In Stunden der Verzweiflung entstünden dabei sogar kurze Gespräche, auch mitten in der Nacht, „die mich kurzfristig aus dem schlimmen Gefühl des Verlassenseins rausholen“. Andererseits zögen sie die vielen Tweets über Depression auch runter. „Dann brauche ich auch mal eine Twitter-Pause. Manchmal prasselt ganz schön viel Negativität auf einen ein. Das ist ja nicht der Sinn des Ganzen.“

Mit anderen Worten: Die Spontaneität, die Twitter bietet, kann auch ein Nachteil sein. Beiträge bleiben unbeaufsichtigt. Anders sei dies etwa mit dem Online-Forum der Deutschen Depressionshilfe, erklärt Hegerl. Dort werden die Beiträge täglich geprüft; Verletzendes oder Gefährliches wird gelöscht. Suizidankündigungen werden ernst genommen; gegebenenfalls wird über die Polizei Hilfe organisiert. Hegerl vermutet, dass bei Twitter, ähnlich wie beim Forum, viele still mitlesen. Umso wichtiger sei es, darauf zu achten, was dort geschrieben wird.

Hinzu komme, dass im Forum viele durch die Antworten anderer Betroffener lernten, mit ihrer Depression umzugehen. „Das hat manchem geholfen, diese schwierige Zeit zu überwinden.“ Eben dieser Austausch von Erfahrung finde bei Twitter kaum statt. „Bei Twitter ist der Austausch sehr abgehackt. Die Dinge lassen sich nicht so differenziert darstellen.“ Der Kurznachrichtendienst biete zwar die Option der Direktnachricht, um Einzelnen persönlich und ausführlicher zu schreiben – dies sei für andere Nutzer dann aber unsichtbar.

Gottesklage kurzgefasst

Auch wenn Twitter keine Gedanken in aller Differenziertheit bietet – den Tweets fehlt es sicher nicht an Tiefe. So gehören auch Klagen über Gott zu #NotJustSad, ebenso wie über christliche Reaktionen auf Depressive. „Wenn Gott uns das nur zumutet, was wir ertragen können. Dann hat er eine große Meinung von mir #NotJustSad“, meint „Chris Rümi“ (@RumiChris). „Was habe ich Gott angetan, dass er mich mit so einem Leben bestraft?

Was ist Depression?

Depression gilt als Krankheit, die meist aus einem Bündel von sozialen, psychischen und biologischen Faktoren herrührt. Betroffene „funktionieren schlecht“ in ihrem Umfeld, schreibt die Weltgesundheitsorganisation (WHO). Zeichen der Krankheit sind Bedrücktheit, Interesseverlust, schlechter Schlaf und Appetitlosigkeit, Konzentrationsmangel sowie Gefühle von Schuld und Minderwertigkeit. Weltweit gibt es 350 Millionen Betroffene; die Zahl steigt.

#notjustsad“, klagt „nobodyslittlegirl“ (@Verdammtesich). „‚Ich schließe dich in meine Gebete ein.‘ – Ach Papa, sprich doch lieber mal mit mir statt mit Gott … #notjustsad“, fleht „black dog“ (@blackdog_1616). „Ich erinnere mich, dass mir jemand sagte, Depressive müssen Jesus ihr Herz öffnen. Immer noch ziemlich wütend darüber. #NotJustSad“, schreibt „Jemus42“ (@Jemus42).

Besonders die letzten beiden Tweets werfen die Frage auf, wie Christen mit dem Phänomen Depression umgehen können. Aus den Wortmeldungen ist zu entnehmen, dass Mutmacher wie „Gott wird schon eingreifen“, „Du musst mehr beten“, so gut sie auch gemeint sind, nicht passen. „Sie zeigen eher die Hilflosigkeit der Wünschenden, als dass sie helfen“, meint der Seelsorger und Psychologe Ulrich Giesekus, Professor an der Internationalen Hochschule Liebenzell. Vollkommen falsch sei es, Depression als Mangel an Glaube oder gar als Strafe Gottes wahrzunehmen und so zu vermitteln.

Wie kann Hilfe aussehen? Auf Twitter beginnt sie schon, indem man auf Depressive zugeht. Das meint jedenfalls „MarKle“. „Gespräche mit anderen können natürlich nützlich sein. Wenn jemand auf mich zukommt über Twitter, gehe ich natürlich auf das Gespräch ein. Denn man kann ja nur dazulernen.“ Aus den Antworten von „MarKle“ wie auch aus manchem Tweet spricht aber vor allem der Wunsch nach einem „positiven Umfeld“ von Menschen. Diese sollten allerdings damit rechnen, dass man selbst oft nicht in der Lage ist, fröhlich zu sein – Menschen, bei denen man sich in diesem Sinne fallen lassen kann; die einem durch ihre Gemeinschaft Selbstvertrauen, Lebensmut und eine neue Sicht auf das eigene Leben zusprechen können. Dass so ein Perspektivwechsel verändern kann, hält er grundsätzlich für realistisch, jedoch nicht „in unserer Gesellschaft, die durch Egoismus und Konkurrenzdenken geprägt ist“.

Auch mit Hilfe im Alltag wäre schon einiges getan, meint Sabine. „Hin und wieder wünsche ich mir jemanden, der einfach mal in einer ganz miesen Phase für mich kocht oder mal den Abwasch macht. Denn wenn es mir richtig mies geht, schaffe ich es teilweise gar nicht, vom Sofa aufzustehen. Dann starre ich einfach nur die Wand an und kann mich kaum bewegen. Jemand, der mir, ohne zu fragen, eine Pizza vorbei bringt, … das wäre großartig.“

Arztbesuch alternativlos

Einen ähnlich Ansatz empfiehlt auch Giesekus Christen, die sich für Depressive einbringen wollen. Hilfe beginne bereits beim täglichen gemeinsamen Spaziergang, dem Angebot, ein Mittagessen vorbeizubringen – mit einem Wort: Alltagshilfe. Das gehe auch bei Menschen, die keine Gemeinde besuchen. Dienlich sei aber ebenso ein Hauskreis, „in dem auch ein depressiver Mensch liebevoll durchgetragen und durchgebetet wird“, sowie ein Gesprächsangebot durch qualifizierte Seelsorger.

In dieser Weise sollten sich Gemeinden stärker auf Depressive einstellen, empfiehlt Giesekus weiter. „Depressionen nehmen weltweit zu und werden vermutlich in wenigen Jahren eine der häufigsten Erkrankungen werden.“ Psychische Störungen seien in der Gesellschaft immer noch schambelegt – auch in mancher Gemeinde zeige sich das als deutlicher Trend. Im Großen und Ganzen bewertet Giesekus den Umgang von Christen und Gemeinden mit Depressiven jedoch positiv. „Nirgendwo sonst findet man zum Thema so viel gute Literatur, semiprofessionelle Seelsorge-Ausbildung, so viele qualifizierte Vorträge und Tagesseminare wie in christlichen Gemeinden.“

Bei allen Angeboten sollten Gemeinden jedoch nicht in Konkurrenz zum Gesundheitswesen treten oder gar „schmalspurtherapeutische Angebote“ machen. „Jeder Mensch mit einer mehrwöchigen depressiven Niedergedrücktheit muss zum Arzt.“ Dies sei auch deshalb nötig, um andere Krankheiten auszuschließen. „Gemeinden sind aber eine großartige Plattform für die Begleitung und Unterstützung professioneller Hilfe und beste Voraussetzung für gelingende Alltagsbewältigung.“

Dieser Gedanke lässt sich auf Twitter übertragen: Der Kurznachrichtendienst ist sicher keine Alternative für Behandlung; mit seinem Format kann er diese aber ergänzen, wenn nicht sogar reflektieren, und für Betroffene sowohl erste Hilfe als auch Begleitung sein. Auch mit 140 Zeichen lässt sich ein Lebensgefühl formulieren, das für die Betroffenen hoffentlich Episode bleibt; umso besser, wenn Twitter dabei mitgeholfen hat.

Behandlung von Depression:

„Wer von seelischen Problemen geplagt wird und diese allein nicht bewältigen kann, sollte sich ebenso wie bei körperlichen Erkrankungen nicht scheuen, professionelle Hilfe in Anspruch zu nehmen“, empfiehlt der Psychotherapie Informationsdienst (PID). Eine Psychotherapie soll allerdings keine dauerhafte Lebenshilfe darstellen, sondern ein bestimmtes Problem gezielt behandeln. Wichtig für den Erfolg ist ein vertrauensvolles Verhältnis zwischen Patient und Therapeut. Ob dies der Fall ist, lässt sich in Probesitzungen herausfinden, die die Krankenkasse zahlt. Auch die Kosten der Therapie selbst übernimmt in der Regel die Krankenkasse. Patienten müssen jedoch aufgrund einer erheblichen Unterversorgung mit Psychotherapeuten mit Wartezeiten von mehreren Wochen oder Monaten rechnen.

Globalisierung ist gut!

Die Weltbank meldet überraschend große Erfolge im Kampf gegen die bitterste Armut. Ausgerechnet die viel kritisierte Globalisierung lindert die Not. |

VON WOLFRAM WEIMER

Die Armut geht weltweit zurück – auch Dank der Globalisierung. Trotzdem müssen immer noch über eine Milliarde Menschen von weniger als einem Euro am Tag leben.

Foto: Hanhyc, Fotolia

Globalisierung war vor zwanzig Jahren so beliebt wie ansteckender Husten. Die Mehrheit der Bevölkerung hatte Angst davor. Dumpinglöhne, Raubbau an der Natur, Slums und Elendsfabriken – was immer an Plagen denkbar war, der Globalisierungs-Kapitalismus schien schuld daran zu sein. Man erfand Begriffe wie „Raubtierkapitalismus“, es kursierten Bestseller vom Schlage „Die Globalisierungsfalle” und die Gipfeltreffen von EU, G8, Internationalem Währungsfonds oder Weltbank provozierten gewalttätige Massendemonstrationen.

Heute wird die Globalisierung positiver, vor allem aber un-ideologischer und entspannter betrachtet. Eine neue Generation sieht sie eher als Faktum denn als Bedrohung an, verbindet sie zuweilen gar mit Weltoffenheit, Fortschritt, Reisefreuden und den digitalen Chancen des 21. Jahrhunderts – und nicht mehr nur mit sozialen Problemen. Denn gerade in diesem Sektor zeigt sich Erstaunliches: Neue Daten offenbaren geradezu ein Globalisierungswunder. Milliarden von Menschen schaffen dank des Globalkapitalismus den Aufstieg in den Wohlstand. Vor allem eine Sorge der Neunzigerjahre – „Arme werden ärmer, und Reiche werden reicher“ – hat sich ins Gegenteil verkehrt.

Tatsächlich werden nämlich gerade die Armen endlich reicher. Und die Reichen müssen sich neuer Konkurrenz erwehren. Brasilien verzeichnet einen rasanten Aufstieg der Armutsmassen in den Mittelstand. In Indien umfasst die neue Mittelschicht inzwischen mehrere hundert Millionen Menschen. Das Durchschnittseinkommen der Inder hat sich binnen zehn Jahren verdreifacht. Von Indonesien bis Chile, von Vietnam bis Angola – überall das gleiche Bild. Es vollzieht sich der größte Wohlstandsschub der Menschheitsgeschichte. Die UNO meldet inzwischen, dass die Alphabetisierungsquoten weltweit stark steigen, dass die Kindersterblichkeit hingegen drastisch abnimmt ebenso wie die Zahl der Hungernden – und das bei steigenden Bevölkerungszahlen.

Nächstenliebe rund um den Globus

Nicht, dass das Elend von vielen Millionen endgültig besiegt sei, doch es gibt signifikante Fortschritte. Zwei Millenniumsziele der Vereinten Nationen werden sogar vorfristig erreicht: Die Zahl der Allerärmsten, die von weniger als einem Euro am Tag leben müssen, hat sich von 1990 bis 2015 halbiert. Und kürzlich erklärte UNO-Generalsekretär Ban Ki-moon, dass auch die Versorgung mit sauberem Wasser überraschend schnell verbessert worden sei. Heute können zwei Milliarden Menschen mehr als vor 25 Jahren täglich sauberes Wasser trinken. Damit gibt es auch milliardenfach weniger Durchfallerkrankungen, die häufigste Todesursache für Kinder in armen Ländern. Die Zahl der Todesfälle bei Kindern unter fünf Jahren sank von 12 Millionen im Jahr 1990 auf 6,9 Millionen im Jahr 2011. Je mehr sich einzelne Länder der Globalisierung und der Marktwirtschaft öffnen, desto schneller gelingt ihnen der Aufstieg aus der Armut.

Der Anteil der Ärmsten an der Weltbevölkerung könnte in diesem Jahr zum ersten Mal seit Beginn der statistischen Erfassung unter die Zehn-Prozent-Marke fallen. „Das ist die beste Nachricht, die wir der Welt seit Langem zu bieten haben“, erklärt Weltbank-Präsident Jim Yong Kim. „Die Berechnungen zeigen, dass wir die erste Generation seit Menschengedenken sind, die extreme Armut auf der Welt beenden kann.“ Es zeige sich, dass die Globalisierung der vergangenen 20 Jahre hunderte Millionen Menschen aus bitterer Armut befreit habe. Da die Weltbevölkerung weiter stark wachse, sei dieser Erfolg umso bemerkenswerter. Und doch, das betont auch die verblüfft-begeisterte Weltbank, brauche es auch weiterhin die humanitäre Hilfe vieler engagierter Menschen, die den Ärmsten in Notlagen barmherzig helfen. Gerade die christlichen Hilfswerke spielen dabei eine positive Schlüsselrolle. Sie sind Leuchttürme der Menschlichkeit in einem Meer des Elends – schließlich ist die christliche Nächstenliebe schon immer erfolgreich globalisiert.

Foto: pro/Norbert Schäfer

Michael Bremicker war Manager im Familienunternehmen ABUS, aber trotz guter Position und beruflichem Erfolg nicht glücklich damit. Heute leitet er in Berlin das Haus „c13“ seiner Stiftung „Bildung.Werte.Leben“. Dort gibt es Wohnungen, Praxen, Gemeinde- und Veranstaltungsräume, eine Kita und ein Café. Es soll ein „Leuchtturm“ für den Stadtteil sein, „durch das gelebter christlicher Glaube sichtbar wird“.

Folge deinem Herzen

1924 wird die Sicherheitsfirma ABUS gegründet. Vier der insgesamt zehn Söhne und zwei Töchter des Gründers steigen in die Produktion von Schlössern mit ein. Als Urenkel Michael Bremicker der Firma den Rücken kehrt, kommt sein geordnetes Leben in einflussreicher Position durcheinander. Aus dem „Chaos“ seines Lebens entsteht eine christliche Stiftung.

| VON NORBERT SCHÄFER

Michael Bremicker ist im Westerwald aufgewachsen, in dem kleinen Ort Rehe. Sein Vater hatte dort ein Zweigwerk der Sicherheitsfirma ABUS aufgebaut, die sein Urgroßvater 1924 in Volmarstein gegründet hatte: August Bremicker und Söhne. Michael Bremickers Vater war in der Firma der Entwicklungs- und Produktionsleiter. „Ich bin in einer christlich-konservativen Familie groß geworden“, sagt Bremicker, „habe aber immer schon einen weiten Blick gehabt für die große Kirche.“ Seine Familie gehört einer Brüdergemeinde an. Am Gymnasium in Herborn ist der junge Mann in der Leitung des Schülerbibelkreises. Im Alter von 14 hat er sich entschieden, als Christ zu leben. Aus dem Gefühl der familiären Verpflichtung heraus studiert Bremicker später Maschinenbau in Siegen. Nach Dissertation und einem Auslandsaufenthalt in den USA geht Bremicker mit Frau und drei Kindern zurück in seine Heimat und tritt 1990 mit 28 Jahren in die Firma ein. „Vor allem aus Pflichtbewusstsein“, sagt Bremicker. Im Unternehmen übernimmt er Aufgaben seines mittlerweile verstorbenen Vaters.

Glücklich ist er nicht mit seinem Job als Manager mit Anerkennung und Verantwortung, Sekretärin und Chefbüro. „Damals habe ich schon in meinem Herzen gespürt und auch gewusst: Das machst du nicht für immer.“ In der Firma läuft es gut, er ist erfolgreich. „Ich hatte zum Glück im Entwicklungsbüro, im Werkzeug- und Vorrichtungsbau die Leute, die meine Defizite in dem Bereich ausglichen“, gesteht Bremicker sich ein. „Ich war eher der Motivator und der, der die Vision vermitteln konnte.“ Er sieht sich als Kreativtyp. Aber statt neue Sicherheitstechniken auszutüfteln, möchte er viel lieber an der Universität lehren, als Christ mit jungen Menschen arbeiten, „viel von mir geben und tiefe Werte vermitteln“. Doch der Ausstieg aus der Firma gestaltet sich zunächst schwierig.

Foto: Bernd Borchardt

Ein Ende ohne Neuanfang

„Ich war sozusagen der Präzedenzfall. Einer, der freiwillig gehen will“, erklärt Bremicker. Der Onkel, der dem Unternehmen damals vorsteht, schüttelt zu Bremickers Anliegen nur den Kopf. Drei Jahre musste er Geduld haben, bevor er ziehen konnte. „Ich habe in dieser Zeit sehr viel gerungen im Gebet und auch gesagt: Herr, dein Wille geschehe. Mach die Tür auf, wenn du das möchtest.“ Im Gebet habe er immer wieder bewusst seine Vision von der Arbeit mit jungen Menschen als Lehrer an der Uni formuliert. Schließlich lenkt sein Onkel ein und es wird ein Ausstiegsplan festgelegt, der sich über 18 Monate hinzieht. In dieser Zeit floriert das Unternehmen wie noch nie, und Bremicker findet kaum Zeit, den Anschluss an seinen Managerjob zu planen und sich um einen Lehrauftrag zu kümmern.

Als sein Nachfolger da ist, muss er sein Büro räumen, bleibt aber noch ein Jahr lang als Berater angestellt. Doch: „Die Türen gingen nicht auf“, sagt Bremicker. Es findet sich keine passende Dozentenstelle. „Ich saß plötzlich in einem kleinen Kabuff – in meinem großen Büro mit Sekretärin saß ein anderer. Dann immer die Frage: Was machst du denn jetzt?“ Es ist „eine ganz schwere Zeit“ für ihn. Zweifel plagen ihn bis hin zu depressiven Anflügen. 2001 erkrankt Bremicker schwer an einer chronischen Bronchitis, die sich über viele Monate hinzieht. „Nervlich ging es mir nicht gut. Dunkel, Enge, Zuziehen, keine Energie mehr, ständig auf der Flucht vor allem, weil ich einfach nicht mehr gefragt werden wollte.“ Das sei sehr schmerzhaft gewesen, an der eigenen Identität zu leiden: „An meiner Identität, Manager zu sein, das zu brauchen und es plötzlich nicht mehr zu haben.“

Ein Leuchtturm in Berlin

Bremicker zieht sich für zehn Tage an die Nordsee in einen Wohnwagen zurück, wo er sich erholt. In der Abgeschiedenheit findet er einen Moment, in dem er die Gegenwart Gottes „in ganz tiefer Weise“ erfährt. Heute nennt er es „ein zweites Bekehrungserlebnis“. Er entschließt sich, mit der Familie nach Berlin zu gehen. Zunächst nimmt er noch einmal Beraterverträge an und unterrichtet ein Semester an der Bibelschule der Calvary Chapel in Siegen. „Das war für mich eine Art Lebenselixier, überhaupt mal wieder was tun zu können.“ Die Kontakte nach Berlin entwickeln sich. Als er den damaligen Dekan des Fachbereichs Maschinenbau an der Beuth Hochschule für Technik kennenlernt , sagt der: „Mensch, wir brauchen Sie hier!“ Bremicker erhält Lehraufträge und unterrichtet die neuen Masterkurse in Innovationsmanagement, Produktentwicklung und Produktoptimierung in Englisch. „Ich habe das gelehrt, was ich bisher gemacht habe.“

Seine Kinder gehen in Berlin in eine christliche Schule. Er tritt in den Schulverein ein und ist drei Jahre ehrenamtlich im Vorstand. Als der Schulverein ein benachbartes Grundstück kaufen will, um dort eine Kindertagesstätte zu bauen, gründet Bremicker die Stiftung „Bildung.Werte.Leben“, um mit seinem Vermögen das Projekt anzukurbeln. Das Haus, das für die Kita gebaut wird, soll noch Platz für weitere Gewerbe und Wohnungen haben und auf diese Weise Kapital erwirtschaften. Über fünf Jahre zieht sich das Bauvorhaben hin, weil es immer wieder Hindernisse gibt. Das Projekt gerät ins Stocken und droht zu scheitern. Schließlich kann das auf ökologische Nachhaltigkeit konzipierte Gebäude 2013 in Holzbauweise fertiggestellt werden. „Es war ein Eingreifen Gottes“, sagt Bremicker. Heute sind neben der Kita unter anderem das Café „Lieschen Müller“, eine Kinderpsychologin, eine Kunsttherapeutin, ein Arzt, eine christliche Gemeinde und Familien eingezogen. In dem Gebäudekomplex mit Namen c13 – für die Anschrift Christburger Straße 13 – finden Veranstaltungen mit Künstlern unterschiedlicher Genres, mit Musik und Film, sowie Lesungen statt. Außerdem hat die Stiftung hier ihren Sitz. „Das Haus soll eine Art Leuchtturmfunktion für diesen Stadtteil erfüllen, durch das gelebter christlicher Glaube sichtbar wird“, erklärt Bremicker. „Wir wohnen und arbeiten hier mit unseren christlichen Werten im Herzen und dem christlichen Menschenbild, das den Menschen als einzigartiges Wesen mit Würde ausgestattet anerkennt.“

Die Nächstenliebe ist Bremicker der wichtigste Wert. Sie gelte unabhängig von Glaube, Religion, Hautfarbe und Geschlecht allen Menschen. „Wir sind gerade in dieser Zeit der Flüchtlingskrise gehalten, als Christen den Menschen aus Nächstenliebe, wegen ihres Wertes an sich, zu helfen“, sagt er. Neben seiner Dozententätigkeit leitet Bremicker das Haus, bringt sich mit Ideen und seiner Innovationsfähigkeit ein. Sein Engagement erklärt er – und dabei kommt der Ingenieur in ihm durch – mit dem Zweiten Hauptsatz der Thermodynamik. Der besagt, einfach formuliert frei übertragen: Das Maß an Unordnung, zu der die Welt tendiert, kann durch Zugabe von Energie und Information verringert werden. „Durch Information, die bei Gott im Bibelstudium und im Gebet etwas Persönliches ist, und die Energie, die wir dort hineinstecken, entsteht etwas Gutes, es entsteht Ordnung im Leben. Es ist im Prinzip ein Schöpfungsakt.“ Bremicker sagt: „Das Tun alleine ist es nicht. Information und Aktion. Die Beziehung zu Gott und das Tun müssen zusammenkommen.“

Schon lange ein gutes Team: Hartmut Steeb mit seiner Frau Angelika, die ihm bei all seinen Aufgaben den Rücken freihält
Foto: privat

Die Familien-unternehmerin

Angelika Steeb ist die Frau des Generalsekretärs der Evangelischen Allianz, Hartmut Steeb. Während er seit über zwei Jahrzehnten für die evangelikale Bewegung im Land umherreist, managt sie das Unternehmen Familie mit zehn Kindern. | VON JOHANNES WEIL

Die langgezogene Treppe des hohen Stuttgarter Altbaus knarrt. Angelika Steeb öffnet die Tür der großräumigen Mietwohnung. Die fünf Sofas mit 13 Sitzplätzen im Wohnzimmer zeugen davon, dass hier eine Großfamilie zu Hause ist. Von den zehn Kindern wohnen heute nur noch vier hier. Angelika Steeb hat uns zwei Reporter bereits im Hof empfangen. Wir sollten den Parkplatz ihres Mannes Hartmut benutzen, denn der ist heute unterwegs. Als Generalsekretär der Deutschen Evangelischen Allianz ist er mehr als die Hälfte des Jahres nicht zu Hause. Sie hält ihm den Rücken frei und organisiert das Familienleben. Bei alledem hat sie noch Zeit, eine Brotzeit für ihre heutigen Gäste vorzubereiten.

Angelika Steebs eigene Familiengeschichte ist geprägt von Brüchen und Verwerfungen. Der Vater ihres elf Jahre älteren Bruders kommt aus dem Krieg nicht zurück. Die Mutter heiratet erneut – den Mann, der Angelika Steebs Vater wird. Am 1. Januar 1954 kommt sie im badischen Bad Säckingen zur Welt. Nahe der Schweizer Grenze wächst sie in einem katholischen Elternhaus auf.

Die Mutter erkrankt kurz nach deren Geburt schwer, Multiple Sklerose lautet damals die Diagnose. Zwei Jahre später ist sie fast komplett gelähmt und kann nur noch ihren rechten Zeigefinger bewegen. Sie kann ihre Tochter nicht einmal mehr umarmen. Wegen der Krankheit übernimmt Steeb früh Verantwortung, erledigt Einkäufe und Hausarbeiten. Manche ihrer kindlichen Wünsche bleiben unerfüllt: Mit ihrer Mutter kann sie nicht schwimmen gehen, Schulkameraden sollen nicht zu ihr nach Hause kommen. Mit ihren Freunden spielt sie in Rufnähe, um im Notfall verfügbar zu sein. Die Krankheit bestimmt den durchstrukturierten Alltag. Sie lernt es, systematisch Aufgaben abzuarbeiten. Trotzdem lachen sie viel im Krankenzimmer oder spielen. „Sie hat dann beim Kartenspielen – die Karten steckten in einer Bürste – die Anweisungen gegeben“, erzählt sie in der Rückschau. Als Steeb zwölf Jahre alt ist, stirbt ihre Mutter. Der Vater heiratet später erneut, aber die Chemie zwischen Steeb und ihrer Stiefmutter stimmt nicht. Es kommt zu Spannungen. Nach der Realschule zieht sie zu Hause aus, macht ein Haushaltsjahr und anschließend eine Ausbildung zur Krankenschwester. Die Besuche bei ihrer Familie werden seltener und gezwungener. Erst Jahre später versöhnt sie sich mit ihrer Stiefmutter. „Dass wir das aufarbeiten konnten, war wertvoll.“ An diesen Jahren sei sie gereift.

Den 17. Stuhl gibt es gratis

In der Stuttgarter Ludwig-Hofacker-Gemeinde, wo sie heute noch im Kirchengemeinderat ist, findet sie ihre geistliche Heimat. Sie bekehrt sich beim Pfingstjugendtreffen in Aidlingen. In „Hofacker“ lernt sie Hartmut kennen. „Wenn ich einen heiraten soll, dann bitte nicht den!“, habe sie damals gedacht. „Es war nicht die Liebe auf den ersten Blick“, sagt sie heute mit einem Schmunzeln. Es kommt anders: 1975 heiratet sie den Verwaltungsbeamten, der später eine gute Position beim Oberkirchenrat bekleidet.

Weil er sich in seiner Freizeit ehrenamtlich stark für die Evangelische Allianz einsetzt, wird ihm 1988 das Amt des Generalsekretärs der Deutschen Evangelischen Allianz angetragen. Damals hat das Paar bereits sechs Kinder. Die Zusage knüpft er an eine Bedingung: Sollte seine Frau krank werden, würde Hartmut Steeb sofort seine Tätigkeit beenden.

Bis 1995 kommen vier weitere Kinder

hinzu – alle sind Wunschkinder. Die üblichen Fragen an eine Großfamilie kennt Angelika Steeb alle. „Einige bewundern das, andere appellieren an unsere Verantwortung und halten uns für asozial.“ Beim Möbelkauf bekommen sie einmal den 17. Stuhl gratis. Die Waschmaschine lief zu Spitzenzeiten dreimal täglich. Ganz nebenbei erzählt sie von einer Nacht, in der sich neun von zehn Kindern übergeben mussten – und plötzlich die Eimer fehlten.

Die Großfamilie hatte bei aller Belastung auch viele Vorteile. „Gelitten darunter haben wenige unserer Kinder“, findet die zehnfache Mutter. „Sie hatten immer jemanden zum Spielen und Reden. In der Schule haben sie den Lehrern Streiche gespielt, wenn es im neuen Schuljahr wieder mal mehrere Steebs an der Schule gab.“ Markenklamotten waren nicht drin. „Mein Mann hat von einer Dienstreise in Amerika Levi‘s-Jeans mitgebracht, nachdem ich ihm die Größen der Kinder per Fax gesendet hatte. Die Kinder konnten so auch mal eine Marke tragen.“ Ungezählt sind die schlaflosen Nächte, die Schmusezeiten und klärende Gespräche zu zweit. Sie erzählt ruhig und bestimmt von diesen Dingen.

„Das ging oft an die Grenzen“, sagt die robuste Frau. „Gott sei Dank war ich in dieser ganzen Zeit nie schwerer krank.“ Im Alltag war alles streng getaktet, vor allem, wenn der Mann wie üblich unterwegs war. Freiräume nutzte sie für Einkäufe oder Spaziergänge. Oft halfen junge Menschen aus der Gemeinde, die Kinder zu betreuen, wenn wieder mal Elternabende anstanden. Und Abende zu zweit mit ihrem Mann? „Am Anfang wollten wir einen Tag in der Woche etwas gemeinsam machen. Das war utopisch. Selbst ein Wochenende im Monat erwies sich bei der Anzahl seiner Vortragsdienste als unrealistisch.“ Die Arbeit, die Hartmut Steeb zu Hause leistete und leisten konnte, war überschaubar. Angelika Steeb erledigt auch die handwerklichen Dinge: „Mein Mann sagt über sich selbst, dass für ihn der Computer erfunden wurde, damit er sich beim Spitzen des Bleistifts nicht verletzt“, sagt sie mit einem Schmunzeln auf den Lippen.

Wenn Steebs gemeinsame Zeit finden, nutzen sie die gerne, um Essensgutscheine einzulösen – „wenn er nicht sogar zu Hause im Büro sitzt und arbeitet“, schränkt sie ein. Im Kino waren sie in ihrer 40-jährigen Ehe drei Mal, „zwei Mal ist er eingeschlafen“. Trotz des vollen Terminkalenders möchte sie ihren Mann in seinem Dienst „nicht bremsen, sondern pflegen“. Zu dessen dienstlichen Termine kommt sie dann gerne mit, wenn sie sich selbst einbringen kann: so etwa am Büchertisch beim Gemeindeferienfestival Spring.

Keine heile Welt

Sie selbst schätzt Hartmut Steebs Zielstrebigkeit und die absolute Ehrlichkeit. „Wenn er von einer Sache fasziniert ist, geht er voran.“ Themen wie Lebensrecht und Gender Mainstreaming werden auch familienintern diskutiert. „Aber er soll erzählen, wenn ihn etwas belastet. Ich stoße keine Diskussion an“, sagt die bescheidene und bodenständige Frau, die sich selbst als seine größte Kritikerin bezeichnet. In den Grundfragen stimmt sie mit ihm überein. Das bedeutet auch auszuhalten, wenn ihr Mann öffentlich vorgeführt wird. Zum Beispiel im Januar 2014, als Hartmut Steeb sich als Talkgast im SWR-Nachtcafé ablehnend zur Homo-Ehe äußerte und ihm daraufhin eine „menschenverachtende Interpretation des Christentums“ vorgeworfen wurde. Der streitbare Gatte bekommt starke Unterstützung von seiner Frau und den Kindern. „Was wir für uns als richtig erkannt haben, vertreten wir auch nach außen.“ Gerade die aktuellen familienpolitischen Entwicklungen wie die 24-Stunden-Kindertagesstätte findet sie fragwürdig: „Dadurch bricht die Familie auseinander.“

Eine christliche Großfamilie bedeutet aber längst keine heile Welt: „Eines unserer Kinder hat sich scheiden lassen, die Hochzeit eines anderen wurde wenige Wochen vor der Feier abgesagt. Dann höre ich Sätze wie: ‚Wie kann das sein, dass Ihre Kinder …‘ Nicht, dass ich alles gutheißen möchte, aber Jesus wollte ja gerade die gebrochenen Menschen für sich gewinnen“, betont sie. Als Mutter wolle und könne sie „nur“ Vorbild sein. Die Entscheidungen müssten die Kinder selbst treffen.

Wenn ihr Mann auf Reisen ist, kommunizieren sie viel per E-Mail. „Viele Dinge muss ich aber auch schnell entscheiden. Da weiß ich um seine Rückendeckung.“ Die Eheleute haben sich absolute Offenheit geschworen. Sobald jemand Gefühle für eine andere Person entwickelt, wollen sie sich das sagen: „Dann ist die Spitze der Verführung weg.“ Wichtig sind beiden auch gute Freundschaften, oft noch aus Jugendtagen.

pro VIDEO

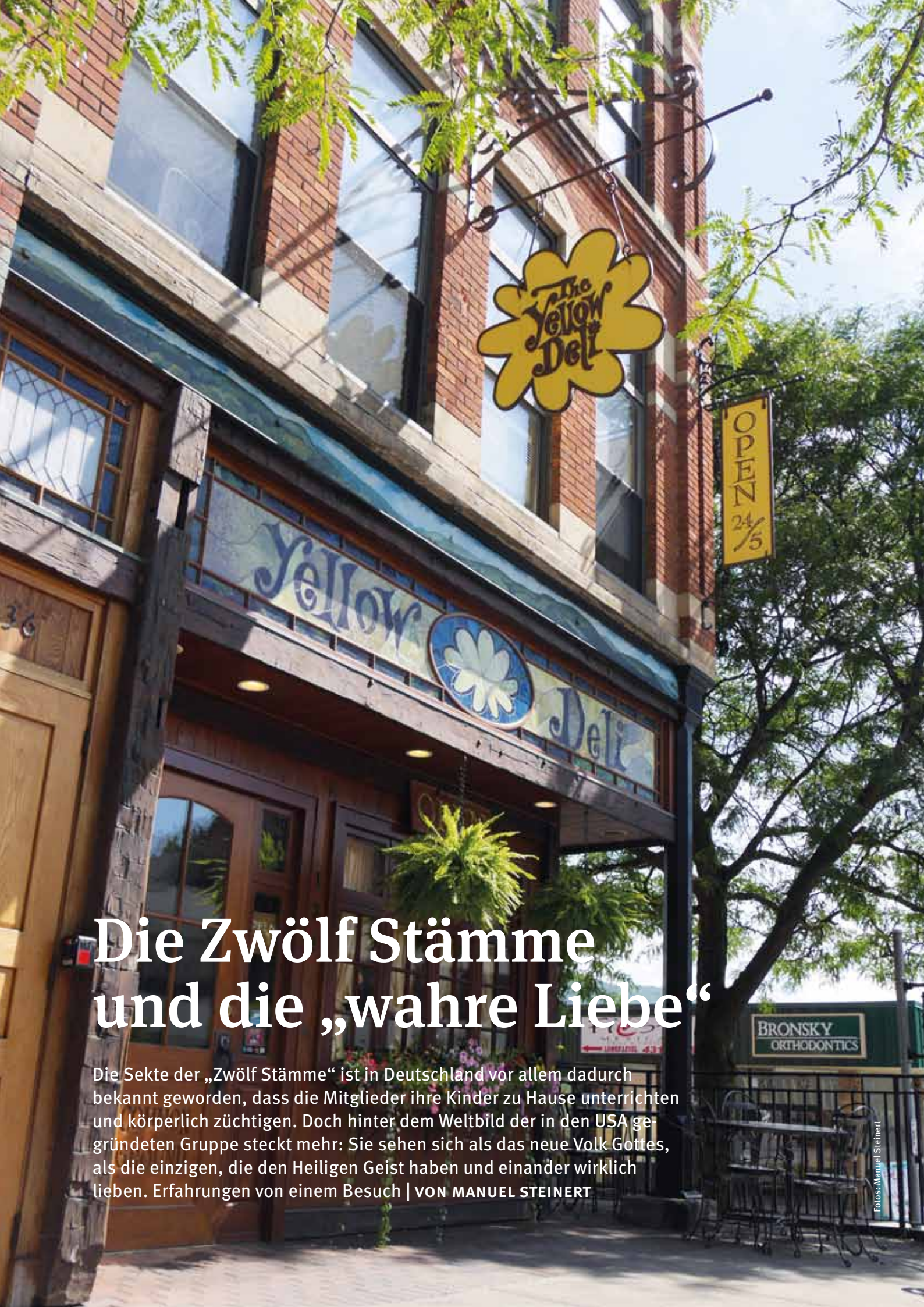
Film zum Artikel online:
bit.ly/interview-steeb

„Oma Angelika“

Eine besondere Auszeit gönnen sich die Steebs dann doch: den Familienurlaub alle zwei Jahre. „Da spielen wir bis nach Mitternacht. Letztes Jahr habe ich mit Kindern und Enkeln Pokern gelernt. Das ist einfach eine ungezwungene Zeit.“ Anders war dies bei einer Radtour der Eheleute: „Hartmut war froh, dass in den Taschen noch Platz für seinen Laptop war, damit er auf dem Laufenden blieb.“ Seine Frau lässt ihn dabei gewähren. „Vollkommen rausziehen wäre nicht sein Ding.“

Im Stuttgarter Altbau wird die Lage auch wieder übersichtlicher. Viereinhalb Jahre hat sie die mittlerweile verstorbene Schwiegermutter im Nachbarhaus betreut. Von ihren Kindern wohnen noch vier zu Hause, das Jüngste von ihnen ist 20 Jahre alt. Dafür haben Angelika und Hartmut Steeb zehn Enkelkinder, ein weiteres ist unterwegs. Da wird „Oma Angelika“ auch gebraucht: sogar in Neuseeland und Südafrika, wo ein Teil der Kinder lebt. Ausruhen ist ihre Sache nicht. Darin unterscheidet sie sich kaum von ihrem 62-jährigen Mann, der noch bis zum 66. Lebensjahr arbeiten möchte und muss. Sie selbst hat ihre Inseln gefunden: im Kirchengemeinderat, sie hält Vorträge beim Frauenfrühstück, drei Mal pro Woche arbeitet sie auf dem Stuttgarter Wochenmarkt oder sie betreut die Enkelkinder.

Einiges musste sie auch zurückstecken in den vergangenen Jahren. Vielleicht holt sie bald noch einmal ihr Waldhorn hervor. Gerne hat sie im Posaunenchor geblasen, „aber dafür war einfach keine Zeit“. Unzufrieden scheint sie damit nicht zu sein. Dafür hat sie ihre Rolle als starke Frau im Hintergrund und Familienmanagerin viel zu gerne und zu gut ausgeführt, wird im Gespräch deutlich. Als wir das Haus verlasse, müssen wir den Parkplatz schnell freiräumen. Heute Abend kommt ihr Mann nach Hause: für immerhin fast drei Tage am Stück.



Die Zwölf Stämme und die „wahre Liebe“

Die Sekte der „Zwölf Stämme“ ist in Deutschland vor allem dadurch bekannt geworden, dass die Mitglieder ihre Kinder zu Hause unterrichten und körperlich züchtigen. Doch hinter dem Weltbild der in den USA gegründeten Gruppe steckt mehr: Sie sehen sich als das neue Volk Gottes, als die einzigen, die den Heiligen Geist haben und einander wirklich lieben. Erfahrungen von einem Besuch | VON MANUEL STEINERT

Fotos: Manuel Steinert

Die Zwölf Stämme leben als Kommune mitten in der Stadt. In Oneonta betreiben sie ein Restaurant, dessen frisch zubereitete Gerichte bei den Gästen sehr beliebt sind.

Eine Hochzeit bei den Zwölf Stämmen folgt einem festen Ritual. Dabei werden Szenen aus dem Buch der Offenbarung nachgespielt.

Als der Bus langsam in die kleine Haltestelle einfährt, wird mir vor Aufregung fast schlecht. Draußen steht ein kleiner Mann, um die 50 Jahre alt, mit grauem Bart, langen, zurückgebundenen Haaren, einem zu großen Hemd und umgeschlagenen Hosen – alles Erkennungsmerkmale der Mitglieder der Twelve Tribes (TT). Er ist der einzige an der Haltestelle und er wartet auf mich. Ich bin in Oneonta, New York State, USA. Und ich werde die nächsten zwei Monate in einer religiösen Bewegung verbringen, die in den weltweiten Medien als gefährliche und brutale Sekte gilt. Eine Bewegung, die sich selbst aber als das neue, auserwählte Volk Gottes betrachtet: als die neuen „Zwölf Stämme“ Israels. Und als dieses Volk behaupten sie, eine völlig einzigartige Kultur gegründet zu haben, in der sie nun leben. Ich bin Student der Ethnologie. Im Rahmen meines Studiums möchte ich diese religiöse Kultur der TT erforschen. Deshalb muss ich meine zitternden Beine nun zwingen, aus dem Bus zu steigen. Was soll ich tun, wenn sie versuchen, mir eine Gehirnwäsche zu verpassen? Wie soll ich mich verhalten, wenn sie tatsächlich Gewalt gegen Kinder anwenden, wie in den Medien behauptet wird?

Ihr negatives Image verdanken die TT in Deutschland und nun auch weltweit vor allem einem RTL-II-Reporter. Der hatte sich im Jahr 2013 mit versteckter Kamera in ihre Gemeinschaft im bayerischen Klosterzimmern eingeschlichen. Sein schließlich zur besten Sendezeit ausgestrahltes Material zeigte eine Mutter, die ihr Kind mit einer Rute auf das nackte Gesäß schlägt. Wenige Tage nach der Ausstrahlung wurden alle Kinder der Gemeinschaft in staatliche Obhut genommen. Im Januar dieses Jahres verurteilte das Amtsgericht Nördlingen eine Lehrerin der TT zu zwei Jahren und sechs Monaten Haft wegen Kindesmisshandlung und gefährlicher Körperverletzung. Der Vorwurf der Kindesmisshandlung begleitet die TT jedoch schon seit ihren Gründungstagen. In fast allen der acht Länder, in denen sie derzeit Gemeinschaften betreiben, kam es irgendwann zu polizeilichen Untersuchungen. Doch so hart wie in Deutschland griffen die Behörden bisher noch nie ein.

Eigentlich geht es den TT um etwas ganz anderes – nicht Gewalt ist ihr selbsterklärtes Ziel, sondern Liebe. Inspiriert von der angeblichen Lebensweise der ersten Gemeinden in der biblischen Apostelgeschichte ist die Bewegung in vielen kleinen Kommunen mit jeweils etwa 30 bis 80 Mitgliedern organisiert. Nur ohne Privatbesitz, davon sind die TT überzeugt, kann man seine Mitmenschen vollkommen lieben und die eigene Selbstsucht überwinden. Das heißt jedoch nicht, dass sie sich wie etwa die Amish von ihrer Außenwelt völlig isolierten. Ihre Communitys befinden sich oft in Kleinstädten, mit deren Bewohnern sie regen Kontakt suchen. In Oneonta haben sie dafür ein eigenes Restaurant eröffnet, das „Yellow Deli“. Und zu diesem werde ich nun auch gleich von dem kleinen Mann an der Bushaltestelle geführt, nachdem er mich betont freundlich begrüßt und sich mir als David vorgestellt hat. Auch die anderen Mitglieder der Community begrüßen mich mit einer Herzlichkeit, die mich meine Angst schnell vergessen lässt.

Also sprach der Heilige Geist

Die nächsten Wochen werde ich im Deli mitarbeiten und im Obergeschoss in einem kleinen, aber gemütlichen Appartement mit drei weiteren jüngeren Männern wohnen. Neben dem Restaurant besitzen die TT noch zwei weitere Häuser in der Stadt, in denen die derzeit 37 Mitglieder jeweils in familien- oder geschlechtergetrennten Appartements leben. Die Mahlzeiten werden jedoch grundsätzlich gemeinsam eingenommen – im „Rakefet‘s House“, in dem hauptsächlich die Familien der Gemeinschaft leben und wo auch die täglichen spirituellen Versammlungen stattfinden. Kurz vor 18 Uhr holt mich Hushei ab, um mich zu diesem allabendlichen „Gathering“ oder „Minha“ zu begleiten. Das Wort „Minha“ kommt aus dem Hebräischen, die TT übersetzen es mit „Opfer“. Hushei heißt noch nicht immer so: Jedes Mitglied der TT erhält bei seiner Taufe einen neuen, hebräischen Namen, als Zeichen, dass es nun zu Gott gehört. Denn Hebräisch ist die Sprache Gottes. Punkt 18 Uhr bläst dann ein Ältester der Community in ein Schofarhorn. Daraufhin versammeln sich alle Mitglieder, wenn sie nicht gerade im Deli arbeiten, im Gruppenraum, umarmen sich einer nach dem anderen und begrüßen sich gegenseitig mit „Schalom!“.

Schließlich stimmt ein älterer Mann ein Lied an, alle anderen stimmen mit voller Lautstärke ein. Alles selbst zu machen, von der Außenwelt so unabhängig wie möglich zu sein, das ist eines der wichtigsten Motive in der Gemeinschaft. Und deshalb werden hier auch alle Lieder von Mitgliedern gedichtet – eingegeben vom Heiligen Geist, wie sie behaupten. Die Texte sind leicht verständlich, die Melodien eingängig und in Ohrwurmmanier komponiert. Das alles erinnert mich eher an lockere Hauskreisversammlungen einer freien Gemeinde, als an einen streng durchstrukturierten Gottesdienst. Die Freiheit des Redens und auch die Offenheit für Improvisation, für Unerwartetes, sind zentrale Konzepte dieser Zusammenkunft.

Nach drei Liedern beginnt eine junge Frau zu reden, über Gott, ihr Leben, ein Erlebnis des Tages. Diese „Weissagungen“ bilden das Herzstück aller spirituellen Veranstaltungen der TT. Statt einer Predigt darf jeder, der möchte, einfach anfangen zu sprechen. Denn die TT gehen davon aus, dass der Heilige Geist durch diese Redner in die Community hineinspricht. Alles Ge-

sagte gilt als von Gott inspiriert, viele machen sich dazu Notizen. Manchmal werden Verse aus der Bibel verlesen, manchmal Textstellen aus den Büchern Yoneks. Yonek, der mit bürgerlichem Namen Eugene Spriggs heißt, hat die TT 1973 gegründet und gilt hier als Apostel. Und als dieser veröffentlicht er zahlreiche theologische Schriften zu allen denkbaren Themen des Lebens und Glaubens. Seine Schriften gelten für die TT als Offenbarungen des Heiligen Geistes, nehmen also den gleichen Rang ein wie die Bibel. In Gesprächen und Interviews stelle ich fest, dass Yoneks Worte und Gedanken in den Köpfen der Mitglieder eingraviert zu sein scheinen: Auf meine Fragen antworten sie nicht nur ständig mit seinen Argumentationen, sondern nutzen auch immer wieder exakt den Wortlaut, der in seinen Büchern zu finden ist.

Nach fünf Redebeiträgen ist die Weissagung schließlich beendet. Alle erheben sich, strecken ihre Arme in die Höhe: eine Gebetsgemeinschaft beginnt, in der auch die Kinder ihre vorher gelernten Sätze an Gott aufsagen dürfen. Das Ganze dauert eine halbe Stunde, danach gibt es Abendessen.

Das gemeinschaftliche Leben steht bei den Zwölf Stämmen im Vordergrund. Nur so können sie ihrer Auffassung nach das Liebesgebot Jesu richtig umsetzen.

Alles frisch

Wie in vielen abgeschlossenen religiösen Gemeinschaften – in der Ethnologie als „kulturelle Enklaven" bezeichnet – steht auch hier die harte Arbeit im Mittelpunkt des Communitylebens. Fast alle Mitglieder arbeiten täglich bis zu zwölf Stunden im Yellow Deli. Die Energie dafür erhalten sie ihrer Aussage nach vom Heiligen Geist, unterstützt von Maté, einem stark koffeinhaltigen Tee aus Südamerika. Eine derart lange und kollektive Beschäftigung führt nicht nur zu einem enormen Zusammengehörigkeitsgefühl, sondern sorgt auch für das wirtschaftliche Auskommen der Gruppe. Denn niemand verdient hier eigenes Geld oder ist angestellt. Der erwirtschaftete Ertrag geht in die Gemeinschaftskasse. Wer etwas Geld davon benötigt, bekommt es ausgezahlt. Doch diese Fälle sind selten, denn alles Lebensnotwendige erhalten die Mitglieder auch so: Geeignete Kleidung besorgen zwei bis drei Schwestern im Second-Hand-Shop. Hygieneprodukte stammen aus der eigenen Seifenfabrik einer anderen TT-Niederlassung. Speisen und Getränke werden entweder selbst produziert oder vom Mahlzeitenteam eingekauft. Und viel mehr Besitz sollten die Mitglieder auch nicht haben, denn materielle Bedürfnisse gelten als ein Zeichen von Gottlosigkeit. Der finanzielle Gewinn des Restaurants ist für die TT auch eher zweitrangig, denn es geht ihnen vor allem um eine „spirituelle Arbeit". Durch die betont liebevolle Bedienung soll eine harmonische Wohlfühlatmosphäre geschaffen werden, die den Restaurantgästen Lust auf mehr macht.

Auch ich arbeite im Deli-Team: Geschirr spülen, Brotteig kneten, Sandwiches belegen, und alles auf einem professionellen Gastronomiestandard. Wie überall in der Community gilt hier selbst Hergestelltes als Gebot der Stunde. Und so wird immer frisch gekocht, frisch gebacken, frisch zubereitet. Tische, Bänke und Dielen des Restaurants sind allesamt aus dunklem, altem Holz in einem Stil zwischen Westernsaloon, karibischer Strandbar und Omas Wohnzimmer gestaltet. Zahlreiche Accessoires, Schnitzereien und Malereien an den steinernen Wänden erinnern an Flowerpower und Hippiekultur. Die Besucher sind begeistert, wie ein Blick auf die Restaurantbewertungsplattform Yelp zeigt. Auch meine eigenen Umfragen unter den Restaurantgästen sprechen eine deutliche Sprache: Für den Service und die frischen, leckeren Gerichte vergessen Oneontas Einwohner gern die Rassismus-, Antisemitismus- und Gewaltvorwürfe, die den TT seit Jahren entgegengebracht werden.

Mit der Rute auf den Po

Jeder Tag bei den TT läuft fast gleich ab: Morgenversammlung, Frühstück, Arbeit, Mittagessen, Arbeit, Abendversammlung, Abendessen. Einzige Ausnahme bleibt der Samstag, den die TT als Sabbat einhalten und an dem sie dementsprechend auf jegliche körperliche Aktivität verzichten. „Für egoistische Menschen ist das Leben in der Gruppe wie in einer Folterkammer, für liebende Menschen ist es aber das Paradies", teilt mir einer der Brüder eines Morgens mit. Selbstsucht gilt hier gewissermaßen als Todsünde. Jeder versucht, seine persönlichen Bedürfnisse durch absolute Menschenliebe – gleichbedeutend mit Arbeit und Dienst am Nächsten – zu überwinden. Oder zu unterdrücken. So bekomme ich von den Brüdern und Schwestern der TT jeden Tag mehrmals zugerufen: „Manuel, wir lieben dich!" Doch ab wann wird dieser Satz zur Phrase? Sie behaupten, dass sie mich mehr lieben, als meine Mutter es tut. Ganz einfach weil nur sie nach ihrem Selbstverständnis den Heiligen Geist besäßen, der sie zu dieser Liebe befähige.

Je länger ich das Leben in der Community beobachte, desto zwiespältiger oder auch absurder erscheint mir hier die Verwendung dieses Begriffs der Liebe. Das beginnt schon bei ihrer stark umstrittenen Vorstellung von liebevoller Erziehung, die sie immer wieder offen kommunizieren: Ein Kind körperlich zu züchtigen, sei die einzige Möglichkeit, wie man es zielführend erziehen könne, wie es Respekt vor den Regeln der Erwachsenen erlerne. Züchtigen bedeutet, das Kind mit einer etwas biegsamen Rute auf das nackte Gesäß zu schlagen. Die Ruten liegen überall im Haus verteilt, vor allem in den Badezimmern und im Klassenzimmer, in denen die TT ihre Kinder selbst unterrichten. Während der Versammlungen bekomme ich ein Gefühl dafür, in welchem Ausmaß die Rute angewendet wird: Sobald ein Kind nicht exakt das tut, was seine Eltern von ihm fordern, sei es auch nur eine falsche Haltung beim Gebet, wird es sofort hinausgeführt und im Nebenraum – vermutlich – gezüchtigt. Dies kann einem Kind mehrmals pro Tag, auch mehrmals pro Versammlung passieren. Letztendlich besteht das Ziel der Gewalt darin, den Willen des Kindes zu beugen.

Auf der Suche nach Wahrheit und Liebe

Doch nicht nur die Kinder sind einer Art von Gewalt ausgesetzt, sondern auch die Erwachsenen: einer schwer fassbaren Form von psychischer Gewalt, die auf ständiger gegenseitiger Überwachung basiert; auf Zwängen, die die Communitymitglieder durch gewisse repressive, oberflächlich kaum wahrnehmbare Verhaltensweisen gegenseitig aufeinander ausüben. Auch dabei geht es letztendlich darum, den Willen des Einzelnen dem der Gruppe unterzuordnen. So berichten mir mehrere andere Gäste, die während meines Aufenthalts ebenfalls anwesend sind, dass sie sich ständig beobachtet und teilweise stark unter Druck gesetzt fühlen. Einer vergleicht die Situation mit dem Überwachungsstaat aus George Orwells „1984“. Auch aus Interviews mit den Mitgliedern wird immer wieder deutlich, dass die Community auf einem totalitären Fundament beruht: Wer sich dem Gruppenzwang nicht beugen möchte, auf den wird so lange Druck ausgeübt, bis er entweder einlenkt oder die Gruppe verlässt. Auch bei den persönlicheren Gesprächen weiß ich nie, ob sie nur aus Kalkül geführt werden, um mich emotional an die Gemeinschaft zu binden, mich als neues Mitglied zu gewinnen. Die Gruppe zu verlassen, ist im Übrigen für jedes Mitglied problemlos jederzeit möglich. Wer den Heiligen Geist nicht (mehr) in sich spürt, der sollte auch nicht unbedingt Teil der Community bleiben, denn das könnte auch das Glaubensleben der anderen schädigen.

Die Community besteht überwiegend aus Menschen, die ihr Leben lang gesucht haben – nach Ordnung, nach Wahrheit, vor allem nach Liebe. Da ist zum Beispiel Derek, der von den Methodisten über die Orthodoxe Kirche hinein in die atheistische Friedenspolitik stolperte und doch nirgendwo die Wahrheit fand. Bis er zufällig einen Artikel über die TT las und kurzerhand Mitglied wurde. Da ist Shoshanna, die das Leben des rebellischen Teenagers auf der Suche nach Liebe so weit ausreizte, bis sie drogenabhängig in einem Bostoner Park campte und Kunstwerke verkaufte, die sie aus Müll gefertigt hatte. Bis sie von einem netten jungen Mann angesprochen wurde, der sie zu einer Veranstaltung der TT einlud. Und da ist auch Barkai, der nach der Schule keine Ahnung hatte, was er mit seinem Leben anfangen sollte, sich auf einen Güterzug schmuggelte, quer durch die USA fuhr und in der Obdachlosigkeit landete. Irgendwann begann er, auf einer Farm der TT zu arbeiten, und blieb schießlich einfach da.

Nach insgesamt acht Wochen verlasse ich mein Forschungsfeld mit zwiespältigen Gefühlen. Viele Mitglieder der Gruppe habe ich liebgewonnen. Trotzdem bleibt die Skepsis gegenüber ihrer Weltsicht, die Angst, manipuliert und überwacht worden zu sein. Obwohl ihnen klar ist, dass ich wahrscheinlich niemals Mitglied ihrer Gruppe werde – das hatte ich am Schluss meiner Forschung nochmals klar ausgedrückt –, schreiben sie mir in größeren Abständen, nicht bedrängend, aber äußerst respektvoll. Ob ihre „Liebe“ mir gegenüber tatsächlich nur Kalkül war, werde ich wahrscheinlich nie herausfinden. ■

Manuel Steinert, 24, studiert Ethnologie an der Universität Frankfurt am Main. Für ein Forschungsprojekt lebte er für acht Wochen in der „Twelve Tribes“-Community in Oneonta/NY (USA), führte dort eine teilnehmende Beobachtung durch und interviewte Mitglieder, Gäste sowie Kritiker der „Twelve Tribes“. Aus seinen dort gemachten Videoaufnahmen ist ein Dokumentarfilm entstanden, der auf twelve-tribes-project.com abrufbar ist.

„Deutschland braucht meeeeeeeeeehr von Jesus“

Immer mehr katholische und evangelikale Charismatiker ignorieren frühere konfessionelle Gräben und suchen gemeinsam Gott. Eine Schlüsselfigur ist Johannes Hartl: Der Gründer des Gebetshauses Augsburg und Autor mehrerer Bücher begeistert Tausende mit seinen „Mehr“-Konferenzen.

| VON MORITZ BRECKNER

Viele Besucher der „Mehr“-Konferenz waren besonders auf die Amerikanerin Heidi Baker gespannt. Gastgeber Johannes Hartl warnte vor: Die Missionarin hat ihren ganz eigenen Stil

Als Johannes Hartl die Bühne betritt, ist die Schwabenhalle in Augsburg mit mehr als 6.000 Menschen gefüllt. Die Luft ist warm und trocken, dutzende Scheinwerfer tauchen die Bühne in buntes Licht, malen verschiedene Muster an die Wände und erzeugen je nach Programmpunkt stimmungsvolle Effekte. Der 37-jährige katholische Theologe ist lässig mit Schal und Sakko gekleidet. Der Gründer des Gebetshauses Augsburg ist Gastgeber und Hauptsprecher der „Mehr“-Konferenz, die sich seit 2008, als sie mit weniger als 150 Besuchern startete, zu einer der größten christlichen Veranstaltungen entwickelt hat. In seiner Predigt spannt er einen Bogen von der aktuellen Weltpolitik hin zu der Sehnsucht jedes Einzelnen. „Viele Flüchtlinge, die nach Deutschland kommen, suchen das, was Pegida-Demonstranten zu verlieren fürchten: Heimat“, erklärt er. Die Christen in Deutschland seien in der Asyl-Frage gespalten, beide Seiten hätten berechtigte Anliegen – und Kritikpunkte. „Die Blauäugigen glauben, das jeder Mensch gut ist, doch das ist nicht so“, erklärt Hartl. „Aber bei vielen Konservativen begegnet mir mitunter eine Härte und ein Pessimismus, der mich befremdet. Das schmeckt nicht nach Jesus.“ Er selbst sei keine linke Socke, sagt der Theologe, und das stimmt: Klar konservativ nimmt er zum Beispiel auf Facebook und Twitter Stellung zu Themen wie Gender-Mainstreaming und Homo-Ehe. Gegenüber Homosexuellen und Feministinnen sollten Christen auf ihre Wortwahl achten: „Diese Menschen spüren unsere Verachtung“, sagt er in seiner Predigt. „Sei anderer Meinung, aber sei es gebrochenen Herzens, weinend in der Sehnsucht darüber, dass diese Waisenkinder heimkommen zum Vater.“ Es sind berührende Worte, viele Besucher rufen „Amen“ oder haben Tränen in den Augen. Es folgt eine Zeit des Gebets, bei der sich die Zuhörer gegenseitig die Hände auf Schultern oder Rücken legen. Die Band spielt ergreifende Musik, als der ehemalige Jugendevangelist Walter Heidenreich die Bühne betritt. Er berichtet kurz, wie Gott ihn von der Drogensucht befreite, sagt dann

zu Hartl: „Ich soll dir von Gott sagen: Du bist ein guter Sohn.“ Zweifellos: In Augsburg geht es auch um große Emotionen.

Die Besucher der „Mehr“-Konferenz sind überwiegend jünger als 40 Jahre, 60 Prozent sind katholisch, der Rest setzt sich aus Landes- und Freikirchlern zusammen. Rund 1.000 Gäste sind aus dem europäischen Ausland angereist, 18 Dolmetscher übersetzen im Schichtdienst in acht Sprachen. Hervorgegangen ist die Konferenz aus der Arbeit des Gebetshauses Augsburg, das Hartl 2007 mit seiner Frau als Verein gründete. Seit 2011 wird dort rund um die Uhr gebetet, an jedem Tag des Jahres. 25 „Gebetshausmissionare“, die von Spenderkreisen leben, wechseln sich dort ab, drei Mitarbeiter sind fest angestellt. Hinzu kommen dutzende Studenten und Freiwillige. Viele Konferenzbesucher nutzen den Besuch in Augsburg und machen einen Abstecher ins Gebetshaus. Von außen unscheinbar steht es in einem Industriegebiet neben einem Autohandel; im Innern ist alles sehr modern eingerichtet. Die Büros sind bunt gestrichen, im Foyer hängen dutzende nackte Glühbirnen von der Decke. Im Gebetsraum im Obergeschoss halten sich über zwanzig Besucher auf, manche singen leise, andere sind sitzend oder liegend ins Gebet vertieft. Im Erdgeschoss gibt es ein schickes Café und eine Art Fanshop: Tassen und Taschen, Kulis und Schlüsselanhänger des Gebetshauses werden hier angeboten, dazu natürlich Bücher und CDs von Hartl. Sein 2014 erschienenes Buch „In meinem Herzen Feuer“ machte in evangelikalen Kreisen die Runde, pünktlich zur diesjährigen Konferenz ist „Gott ungezähmt“ erschienen. Auf 220 Seiten malt Hartl darin das Bild eines Gottes, der mehr mit den unberechenbaren und aufbrausenden Wellen des Ozeans gemein hat als mit einem „Kuschelgott“, wie ihn sich viele vorstellen. „Ein Gott, vor dem man nicht mehr erschrecken kann, ist schrecklich langweilig“, schreibt er. „Was man nicht fürchten kann, vor dem kniet man auch nicht nieder.“ In anderen von Hartls Werken wird es wieder praktisch: „Die Kunst, eine Frau zu lieben“ ist Hartls beliebtester Beziehungsratgeber, fast 120.000 Mal wurde der zugehörige Vortrag auf YouTube aufgerufen. Der Autor transportiert biblische Lehren kompromisslos und praktisch in das Leben seiner Leser und Zuhörer – das verdient Respekt in einer Zeit, in der viel zu oft unbequeme Inhalte relativiert werden.

Geprägt sind Hartl und die Gebetshaus-Bewegung zum einen von der Charismatischen Erneuerung in der Katholischen Kirche, einer Bewegung, die ähnlich der Pfingstbewegung daran glaubt, dass Christen auch heute noch Geistesgaben wie Zungenrede und Prophetie haben können. Zum anderen gibt es Überschneidungen zur charismatischen Strömung in evangelikalen Freikirchen wie dem „International House of Prayer“ (Internationales Haus des Gebets) in Kansas City in den USA. So erklärt es sich auch, warum mit Johannes Hartl ein Katholik zu einer der gefragtesten Stimmen in der evangelikal-freikirchlichen Szene werden konnte.

Moderne Musik, gemeinsames Gebet, praktische Tipps zum Christsein, moderiert und referiert von Johannes Hartl – eine Mischung, die bei den Konferenzbesuchern gut ankam. Im kommenden Jahr will die „Mehr“ in eine größere Halle umziehen

Erst Eucharistie, dann Lobpreis

Wie vielseitig die Bewegung rund um Hartl und die „Mehr“ ist, zeigt sich in der enormen Bandbreite der Referenten. An einem Nachmittag spricht Stefan Oster, der katholische Bischof von Passau. Er geht auf philosophische Aspekte des Glaubens ein, erklärt aus seiner Perspektive die Unterschiede katholischer und protestantischer Frömmigkeit: „Evangelische reden subjektiv von Christus: Mein Herr, meine Entscheidung.“ Katholiken würden eher mit dienendem, hörendem Herzen an die Sache herangehen und mit Vernunft die objektiv gegebene Wirklichkeit erkunden. Am Morgen danach zelebriert Oster im Ornat die Eucharistiefeier, zahlreiche Besucher stellen sich an, um von seinen Helfern die Hostien zu empfangen.

Das genaue Gegenteil von Oster ist der heimliche Stargast der „Mehr“, Heidi Baker. Am zweiten Tag der Konferenz ist die Halle bis auf den letzten Platz gefüllt mit Menschen, die neugierig sind auf die amerikanische Missionarin, die in Mosambik Waisenkinder beherbergt. Wer auf YouTube nach ihren Predigten sucht, findet Auftritte, bei denen sie weinend, singend und in Sprachen betend auf dem Boden liegt oder

Fotos: pro, Wolfgang Wimmer, Ruth Brozek

kniet. Bei einem Auftritt – Predigt kann man es schwerlich nennen – in der kalifornischen Bethel-Kirche liegen Jugendliche um sie herum. Heidi Baker kriecht durch die Reihen, legt ihnen die Hände auf den Kopf und ruft Worte wie „Feuer“. Die Betenden reagieren mit Schreien, Weinen und Zucken. Versammlungen in dieser Form sind für die charismatische Bewegung keinesfalls repräsentativ und stoßen nicht selten auf Ablehnung. Während die einen eine besondere „Salbung“ bei Baker erkennen wollen, halten andere sie für labil. Wieder andere sehen gar dämonischen Einfluss durch Baker und ihren extrem-charismatischen Dunstkreis, der hierzulande zuletzt mit der Evangelisation „Awakening Europe“ in Nürnberg für Aufsehen sorgte.

Ein Charme, der bei den Menschen ankommt

In Augsburg beginnt die dynamische 56-Jährige mit einer Art Meditation. „Komm, Jesus, komm“, ruft sie in einem Singsang, den das Publikum erwidert. Etwa eine Viertelstunde werden auf diese Weise die drei Personen der Dreieinigkeit herbeigerufen. „Gib mir Feuer, Herr, dass die Welt mich brennen sieht“, ruft Baker. In ihrer Predigt geht es dann darum, was es heißt, ein Kind Gottes zu sein: „Durch die Kraft des Heiligen Geistes bist du kein Waise, sondern in die Sohn- und Tochterschaft getreten.“ Jeder könne mit Jesus verbunden in „radikaler Freude“ leben, auch angesichts der Armut und der Krankheiten, die ihr bei der Arbeit in Afrika begegneten. Bakers Worte werden ergänzt durch Berichte von Heilungswundern, die sie zahlreich erlebt haben will – Blinde werden angeblich sehend, Lahme können gehen, wenn sich Baker vom Heiligen Geist leiten lässt. Gott habe ihr gesagt, sie solle einem Aussätzigen die Hand drücken und ihm auf den Fuß treten, und er sei gesund geworden, berichtet sie. Während Baker predigt, rennt plötzlich eine schreiende und weinende Frau auf sie zu, die im Bühnenbereich deutlich präsenten Sicherheitsleute schrecken auf. „Es ist okay, sie will nur beten“, sagt Baker, und predigt ungerührt weiter, während sie auf Knien zu der Weinenden kriecht und ihr die Hand auf den Kopf legt.

Dem Vorwurf der Naivität stellt sich Baker am nächsten Morgen, als sie mit Hartl gemeinsam auf der Bühne steht. „Ich will im Glauben nicht wachsen, sondern immer kleiner werden vor Jesus“, sagt sie und räumt ein, dass ihr kindliches Wesen manche irritiere. Dabei hat Baker tatsächlich am renommierten britischen King‘s College einen Doktor in Systematischer Theologie gemacht, doch Theorie ist der Amerikanerin nicht wichtig, sie will die Kraft Gottes spüren. „Ich habe es zehn Jahre mit Systematischer Theologie versucht, Sweet Jesus, ich habe es versucht“, ruft sie dramatisch, und driftet schon ab in die nächste Geschichte einer alten Afrikanerin, die plötzlich wieder sehen konnte. Hartls Versuche, seinem Gast ein paar Fragen zu stellen, führen nicht weit. Dem Publikum macht das nichts aus. Heidi Bakers Satzbrocken in gebrochenem Deutsch, ihre kleinen Scherze mit dem Dolmetscher, ihre Ausstrahlung und Präsenz verschmelzen zu einem entwaffnenden Charme, der auf die Massen wirkt und dem man sich auch als Skeptiker nicht so leicht entziehen kann. Ein mütterliches Kopfschütteln und die niedlich akzentuierte Diagnose „Du bist luustich“ sind ihre Antwort auf Hartls Frage, was ein Christ tun könne, der kaum Zeit zum Beten finde. Denn Beten, findet Baker, ist so selbstverständlich wie das Atmen.

Dass mit Heidi Baker zwar eine beliebte und bekannte, aber auch umstrittene Persönlichkeit eine prominente Rolle auf der „Mehr“-Konferenz spielt, war Johannes Hartl bewusst. Sorgfältig hatte er das Publikum auf ihren ersten Auftritt vorbereitet, erklärt, dass Menschen ganz unterschiedlich auf Gott reagieren, manche auch mit Lachen, Weinen oder Schreien. „Beim Fußball schreien wir, wenn ein Tor fällt, aber in der Kirche sagen wir zur großartigen Nachricht von Jesus nur leise Amen?“, kritisierte er die fromme Zurückhaltung. Keinem, der beim Sport laut juble, werde vorgeworfen, sich in etwas hineinzusteigern. Um

Die „Mehr“ ist technisch gut aufgestellt: Schon während der Konferenz gibt es die Vorträge auf CD zu erwerben, Mittschnitte finden sie sich auch bei YouTube

„Wir können bis ans Ende der Zeit über Formen diskutieren. Lasst uns einander am Geist Gottes beurteilen.“

Das geistliche Spektrum der Besucher und Redner auf der Konferenz ist breit. Initiator Johannes Hartl (li.) hat auch den katholischen Passauer Bischof Stefan Oster eingeladen.

Fotos: pro, Matthias Fischer

mögliche Kritiker bereits im Vorfeld zu beruhigen, äußerte Hartl Verständnis für jeden, der mit Bakers „unplanbarem“ Frömmigkeitsstil fremdelt, und gab zu, dass es ihm zu Anfang auch nicht anders gegangen sei. „Aber sie zieht keine Show ab und spricht zu meinem Herzen“, erklärte er. „Es geht hier nicht um Wort und Predigt allein, sondern darum, dem Herrn zu begegnen.“

Damit fasst Hartl die „Mehr“-Konferenz, die sich für 2017 eine größere Halle wird suchen müssen, gut zusammen. Auf anderen christlichen Events geht es auch um Networking, Konzepte oder prominente Musiker. Hierher, so scheint es, kommen die Menschen in erster Linie, um Zeit mit Gott zu verbringen, dessen Gegenwart viele Besucher tatsächlich spüren können. Auch in den Pausen wird im Saal Lobpreismusik gespielt, Studenten beten mit Nonnen und Mönchen in Ordenstracht. Die Vorträge von Johannes Hartl, die auf der „Mehr“ die meiste Zeit in Anspruch nehmen, zielen auf den Alltag ab, wollen Impulse geben, wie der christliche Glaube über die Konferenz hinaus praktisch gelebt werden kann.

Mit der „Mehr“ hat sich eine Konferenz etabliert, die praktische Theologie, bewegende Anbetungszeiten, Fürbitte und charismatische Frömmigkeit in allen Ausprägungen unter einem Dach zusammenführt. Es liegt auf der Hand, dass die Veranstalter es dabei nicht allen recht machen können: Für die einen sind zu viele katholische Elemente enthalten, für die anderen zu extrem-charismatische Ausdrucksformen präsent. Die inhaltsstarken und fundierten Vorträge von Johannes Hartl sprechen eine breitere Zielgruppe an als eine Person wie Heidi Baker, die für einige Lichtgestalt ist, für viele andere aber bestenfalls ein Kuriosum bleiben wird. Hartl hofft auf die integrative Kraft des gemeinsamen Gebets: „Hier sind ganz viele konservative Katholiken, Bischöfe, lutherische Christen, freikirchliche Christen, wir können bis ans Ende der Zeit über Formen diskutieren. Aber lasst uns heute gemeinsam tun, was wir gemeinsam tun können, und beurteilen wir einander am Geist Gottes“, ist sein Wunsch.

Der ökumenische Charakter ist ein Aspekt der „Mehr“, der nicht unterschätzt werden sollte. Die Amtsträger sowohl der Katholischen Kirche als auch der Evangelischen Kirche in Deutschland betonen oft ihre Gemeinsamkeiten und suchen nach Projekten, die in Kooperation gestaltet werden können. Weit sind sie dabei noch nicht gekommen. Die Evangelikalen stehen der katholischen Kirche in manch ethischer Frage näher als den evangelischen Landeskirchen. Andererseits fallen für sie typisch katholische Lehren wie die Marien- und Heiligenverehrung sowie das Papsttum schwerer ins Gewicht als für viele relativ liberale Landeskirchler.

Der Weg zur Ökumene ist nicht leicht. Dass nun ausgerechnet die charismatische Szene Brücken zwischen den Lagern baut, lässt aufhorchen. Die Konferenzteilnehmer sind sich ihrer Unterschiedlichkeit durchaus bewusst, evangelisches Abendmahl und katholische Eucharistie werden getrennt angeboten. Im Vordergrund aber steht eine Gemeinsamkeit: Die Sehnsucht nach mehr von einem großen Gott, der jeden persönlich anspricht.

Anzeige

Gegen die Sprachlosigkeit

Besonders gut tun Raphael Müller die Aufenthalte bei der sogenannten Delfin-Therapie

Foto: ihba, thinkstock

Raphael Müller sitzt im Rollstuhl und kann nicht reden. Er ist seit seiner Geburt mehrfach behindert. Sein Sprachrohr ist die Tastatur. Die nutzt er für sein großes Talent: das Schreiben. Der 16-Jährige hat schon eine Autobiografie geschrieben. Zudem entführt er Jung und Alt in die Welt der beiden Zwerge Asa und Gasa. |

VON JOHANNES WEIL

Der 16-jährige Raphael Müller leidet an Epilepsie und Autismus. Zudem hatte er einen vorgeburtlichen Infarkt und sitzt im Rollstuhl. Raphael kann nicht sprechen und benötigt Betreuung rund um die Uhr: Pflegestufe drei. Er wohnt gemeinsam mit seinen Eltern und der drei Jahre jüngeren Schwester Hannah in der Kleinstadt Aichach südlich von Augsburg. Zur Familie gehört noch der Hund Sammy. Durch seine Behinderung braucht Raphael bei jedem Handgriff Unterstützung: beim Anziehen, beim Essen, sogar beim Umblättern von Seiten eines Buches. Bücher selbst zu schreiben, ist Raphaels großes Hobby und seine „Brücke in die Welt“. Mit Hilfe eines iPads und der sogenannten Gestützten Kommunikation bringt er seine Gedanken zu Papier. Meistens hilft ihm dabei seine Mutter oder eine andere Begleitperson. Er hat seine Lebensgeschichte aufgeschrieben und sich Geschichten über die beiden Zwerge Asa und Gasa ausgedacht, die mit ihrem Freund Tim spannende Abenteuer erleben.

In Raphaels ersten Lebensjahren hat keiner für möglich gehalten, dass der Junge klar denken kann. Er beschreibt dies in seiner Autobiografie „Ich fliege mit zerrissenen Flügeln“ als eine Zeit im Nebel, abgegrenzt und unverstanden von der Umwelt. Lange wusste niemand, welches Potenzial in dem Jungen steckt, dass er bereits im Vorschulalter lesen und rechnen konnte. Dass der Junge hochbegabt ist, haben die Eltern herausgefunden, als seine Mutter sich in der Gestützten Kommunikation hat schulen lassen. Dabei legt Raphael seinen Ellenbogen auf die Hand der jeweiligen Bezugsperson, um sich aufstützen zu können. Dann sucht er auf dem Computer nach den Buchstaben und berührt sie auf der Tastatur. So kann er seine Wünsche, Fragen und Bedürfnisse erklären. Buchstabe für Buchstabe. Die Methode braucht je nach Tagesform und Muskelstärke unterschiedlich viel Zeit. Sie ist umstritten: Während es in der Praxis viele unerwartete Erfolge gibt, diskutieren wissen-

Beim „Tag der Talente“ war Raphael Müller beim damaligen Bundespräsidenten Christian Wulff zu Gast

Fotos: fontis

schaftliche Studien, inwiefern der Stützende dadurch die Kommunikation beeinflusst.

Doch es hat die Tür geöffnet zwischen Raphaels Welt und der seiner Mitmenschen. Er konnte sich mit Hilfe dieser Technik endlich mit anderen verständigen und seine Gedanken aufschreiben – die für sein Alter untypisch waren. Es ist wie ein neues Leben, das für ihn beginnt.

Seitdem Raphael gestützt kommunizieren kann, hat ihn die Faszination des Schreibens nicht losgelassen. Zunächst waren es kleine Gedichte. Später kamen Erzählungen dazu. Mit elf Jahren hat er zum ersten Mal am Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten teilgenommen. 2015 hat er wieder mitgemacht und wurde zum zweiten Mal bayerischer Landessieger. Er durfte auch ins Schloss Bellevue reisen und am „Tag der Talente“ teilnehmen. „Das sind die richtig schönen Momente im Leben, die für einiges entschädigen“, erzählt seine Mutter Ulrike. „Im Prinzip geht es uns gut, wenn es Raphael gut geht“, sagt sie.

Während die Mutter spricht, schaut Raphael scheinbar ziellos in den Raum hinein. Er atmet hin und wieder schwer und macht keuchende Geräusche, scheint nach Luft zu ringen. Vor allem dann, wenn ihn mal wieder leichte Krämpfe befallen. Die Mutter legt dann ihren Arm auf seinen, um ihn zu beruhigen und ihm Wärme zu geben: die schlaflose Nacht scheint beiden noch in den Knochen zu stecken. Was er von dem Gespräch mitbekommt, kann man nur erahnen. Die Fragen des Journalisten hat er vorher schriftlich beantwortet.

Herzensthema Inklusion

Bevor er seine Lebensgeschichte aufgeschrieben hat, erdachte Raphael die Geschichten von den Zwergen Asa und Gasa. Die trifft der kleine Tim beim Stöbern auf dem Dachboden seiner Großmutter. Außerdem freundet er sich mit dem Rollstuhlfahrer Daniel an, der nur mit Hilfe einer Tastatur mit anderen Menschen „reden“ kann. Tim lernt den Umgang mit behinderten Menschen – und en passant hat Raphael eines seiner Herzensthemen in dem Buch untergebracht: Inklusion. Für ihn bedeutet Inklusion nicht nur, dass Behinderte, sondern auch Alte, Schwache und Kranke ihren Platz in der Gesellschaft haben und nicht außen vor sind.

Der Nachwuchsautor regt zum Nachdenken an: über den Umgang mit behinderten Menschen, über den Glauben und über Neid und Missgunst. Gepaart mit seiner Offenheit macht das die Bücher sehr wertvoll. Seine Protagonisten sagen Sätze wie: „Rede doch mit Jesus, und bitte ihn, dir zu verzeihen, und lerne ihn kennen“. Obwohl er stumm ist, hat er etwas zu sagen. Als die Wochenzeitung Die Zeit einmal negativ über Inklusion berichtete, hat er dies mit einem Brief an Chefredakteur Giovanni di Lorenzo quittiert. Auch Angela Merkel hat er schon Briefe geschrieben, um sie auf das Thema aufmerksam zu machen. Er selbst möch-

Anzeige

Feiern Sie in Ihrer Gemeinde diesen besonderen Gottesdienst

25.09.2016

BUNDESWEITER

FILM GOTTES DIENST

HOFFNUNG VERÄNDERT

Infos + Material unter:

WWW.FILMGOTTESDIENST.DE

GRATIS-MATERIAL

- Film "Hoffnung verändert" (HD)
- Entwurf und kreative Ideen für den Gottesdienst
- PowerPoint-Folien und Vorlagen für Flyer und Plakate

Kinder aus Armut befreien
Compassion
im Namen Jesu

te Barrieren abbauen. Für ihn ist Inklusion erst dann erreicht, wenn keiner mehr das Wort gebrauchen muss.

Seine Arzttermine und die Therapien bestimmen häufig den familiären Wochenplan. Wegen seiner Einschränkung ist er aber nicht wütend oder frustriert. Schließlich hat er die besten Eltern der Welt, wie er „sagt“: „Papa zeigt mir meine Grenzen auf, Mama ist meine Stimme, meine Vermittlerin und mein emotionaler Halt.“ Mit Schwester Hannah diskutiert er über Gott und die Welt. Weil er in der Förderschule bald unterfordert war, besucht er aktuell den Unterricht am Gymnasium in Aichach. Noten bekommt er keine. Dafür saugt er alles Wissenswerte auf. Betreut wird er von einer Schulbegleiterin.

Vorbild: der Mann ohne Arme und Beine

Wenn der 16-Jährige selbst nicht schreibt, liest er Bücher. Durch sein fotografisches Gedächtnis verschlingt er sie. Der hochbegabte Junge ist nicht nur ein Wortakrobat, sondern lernt auch gerne Fremdsprachen wie Türkisch, Italienisch und Spanisch. Die Höhepunkte seines Lebens lindern den Schmerz um verpasste Chancen: „Nicht alles fühlt sich so locker und leicht an, wie es sich liest“, schreibt er. Epileptische Anfälle kommen wie aus dem Nichts. Manchmal hat er zwei bis drei Wochen gar keine, manchmal täglich mehrere. Der Glaube an Jesus gibt ihm in diesen schwierigen Phasen Halt. Dass es Gott gibt, bezweifelt Raphael nicht: „Es muss alles einen Sinn haben. Gott wird wissen, was er tut und warum er mir ein so schweres Päckchen aufbürdet.“ Er macht Gott auch keine Vorwürfe. Raphaels Vorbilder sind Franz von Assisi und Nelson Mandela. Auch der Christ Nick Vujicic hat es ihm angetan. Der lebe ohne Arme und Beine glücklicher als die meisten Zeitgenossen. Genau wie bei Vujicic sollen die Menschen auch nicht vor seinem Anderssein zurückschrecken, wünscht sich Raphael, sondern ihn „auf dem holprigen Weg begleiten“.

Raphaels Mutter arbeitet mit einer halben Stelle als Zahnärztin. Ihr Mann ist beruflich viel unterwegs. Da ist es gut, dass die Großeltern vor Ort wohnen und bei Bedarf helfen können. „Der Beruf ist wichtig, um rauszukommen und damit die Gedanken nicht immer um dasselbe Thema kreisen“, sagt Raphaels Mutter. Die Müllers sind gläubige Christen, doch die Gottesdienstzeiten kollidieren häufig mit Raphaels Bedürfnissen. „Raphael singt gerne und laut mit, auch dann, wenn die Lieder lange vorbei sind“, schmunzelt sie. Für den Alltag bedeutet die Behinderung, ständig flexibel zu bleiben. Bei Unternehmungen oder sportlichen Aktivitäten muss die Familie oft gemeinsam Lösungen suchen. „Dafür werden wir beschenkt mit seinen Texten und Büchern“, schiebt sie nach.

Kraft tanken kann Raphaels Mutter beim morgendlichen Spaziergang mit Hund Sammy: „Das ist so etwas wie meine Stille Zeit.“ Zudem gibt es gute Freunde, die sie in allen Lebenssituationen anrufen kann. „Bei diesen ‚Telefon-Hotlines‘ darf ich immer sagen, dass ich ein Gebet brauche.“ Sie hat schon viele Wunder erlebt: alleine schon, dass Raphael trotz der medizinischen Prognosen und des vorgeburtlichen Infarkts noch lebt, dass er liest, versteht und kommuniziert. Nach dem Warum der Krankheit wollen sie nicht fragen. „Das treibt in eine Abwärtsspirale. Wenn es Gott gibt, machte er keine Fehler.“ Jammern und Klagen binde Kräfte und Zeit, die für andere Dinge gebraucht würden: „Wir möchten uns auf das Positive konzentrieren und stellen die Bücher mit der Schokoladenseite nach vorne ins Regal.“

Ein Blick für andere Menschen

Für seine schriftstellerischen Tätigkeiten hat Raphael noch viele Ideen. Die Themen für die Zwergen-Geschichten lägen in der Luft. Der dritte Teil erscheint im Februar. Raphael träumt davon, einmal in der Bestsellerliste des Nachrichtenmagazins Spiegel zu landen – seines Anliegens wegen: Mit jedem Leser steige die Chance, dass Menschen „wie ich besser verstanden werden und Inklusion besser gelingt“. Seine Mutter findet: „Wer mag, kann die Einladungen dazu in seinem Buch hören.“ Angst vor der Zukunft hat Raphael keine, weil er Gott auf seiner Seite weiß. Obwohl er „zerrissene Flügel“ hat, funktioniere das Leben besser als gedacht. Er jedenfalls möchte das Beste aus seiner Situation herausholen, sich nicht begrenzen lassen.

Die Mutter findet es schade, dass im Trubel der Alltagsaufgaben der Blick für Hilfsbedürftige in der Gesellschaft fehle. Mit einem einfachen Handgriff oder einem Lächeln könne man anderen Menschen helfen. Wie groß die Hürden für Behinderte sind, merke man erst bei eigener Betroffenheit: „Wenn ich mir klarmache, dass man Menschen wie Raphael im letzten Jahrhundert verheizt hat, dann schüttelt es mich.“ Raphael will sich nicht beschweren, auch wenn er an vielen Tagen starke Schmerzen hat oder sich unendlich langweilt. Er hat andere Menschen im Blick, die er zu ihren Talenten ermuntern möchte und denen es schlechter geht als ihm. Befragt nach seinem besten Freund tippt er mit Hilfe seiner Mutter fünf Buchstaben in seinen Computer: JESUS. Erst dann kommen seine Mitschüler Florian und Jonas.

In seinem Buch „Ich fliege mit zerrissenen Flügeln“ hat Raphael Müller seine Lebensgeschichte aufgeschrieben. Es wurde bereits 16.000 Mal verkauft. Von seiner Erzählung „Asa und Gasa“ erscheint jetzt der dritte Teil.

prost!

Auf ein Getränk mit Angela Wiedl

Foto: Sam Bonyadi

Angela Wiedl wurde Anfang der Neunzigerjahre mit Liedern wie „Mama Theresa“ und „La Storia della Montagna“ bekannt. Nach einem Schicksalsschlag hat sie Produzent Ralph Siegel wieder zum Singen gebracht.

Angela Wiedl ist seit Jahrzehnten erfolgreiche Volksmusikerin. Ihre Lieder handeln oft von ihrem Glauben. 2005 ist Wiedls Tochter gestorben. pro erklärt sie, wie sie aus diesem schweren Schicksalsschlag Dankbarkeit entwickeln konnte und warum ihre Großmutter ihr ein Glaubensvorbild war. | DIE FRAGEN STELLTE MARTINA SCHUBERT

pro: Frau Wiedl, was wollen Sie trinken?

Angela Wiedl: Einen Cappuccino. Der schmeckt mir einfach. Und ich mag es, wenn Schaum drauf ist. Meistens wird er auch noch schön drapiert.

Sind Sie eine Genießerin?

Ja, auf alle Fälle, was Essen und Trinken anbelangt, ja.

Aus Ihren Liedern kann der Hörer entnehmen, dass Sie auch die Schöpfung genießen und eine Naturfreundin sind. Begegnen Sie Gott in der Natur?

„Der Glaube ist mein Lebenselixier.“

Absolut, ich bin eine Naturfreundin. Ich gehe jedes Jahr Pilze suchen. Ich freue mich unwahrscheinlich und bedanke mich für jeden Pilz, den ich finde, weil es für mich etwas ganz Großartiges ist. Es ist wirklich ein Garten Eden. Wenn im Frühling die Blumen blühen oder das Grün der Bäume herauskommt, die Vögel zwitschern, das ist so herrlich. Das ist ein wunderschönes Zusammenspiel. Ich genieße es wirklich, auch einen Sonnenaufgang oder einen Sonnenuntergang, ein rauschendes Meer, die Gezeiten. Die Welt hat so viel Schönes. Man muss nur hinschauen.

Ihr Glaube findet sich immer wieder in Ihren Liedtexten wieder. Wie kommt das?

Meine Großmutter war eine sehr gläubige Frau. Sie hatte ein absolutes Gottvertrauen, war immer ein zufriedener und liebevoller Mensch – auch in den schwersten Zeiten. Sie hat selber zwei Kinder früh verloren. Aber den Glauben hat sie nie verloren. Sie hat immer gesagt, der Glaube ist ihre Kraft, aus der sie schöpfen kann. Genauso ist es bei mir. Für mich ist der Glaube der Grundstein, das Lebenselixier für mein Leben. Ohne ihn könnte ich nicht existieren.

Im Jahr 2005 ist Ihre Tochter gestorben. Wie sind Sie mit diesem Schicksalsschlag umgegangen?

Angelina ist nur fünf Jahre alt geworden. Trotzdem konnte ich eine Dankbarkeit entwickeln, dass ich dieses Kind überhaupt hatte und sie bei mir war. Ich bin also nicht an dem verzagt, sondern dankbar dafür, dass ich mein Kind haben durfte. Und ich lege auch meine Hand in die Hand Gottes, das heißt, ich vertraue auf ihn, egal was er macht oder welchen Weg ich gehen soll. Ich weiß zwar nicht immer, warum, und die Frage nach dem Warum wird er nicht beantworten, aber ich habe ein Gottvertrauen.

Sie sind mit 45 Jahren noch einmal Mutter geworden. In einem Interview haben Sie Ihre Tochter Gina als „Gottesgeschenk“ bezeichnet.

Ja. Mein jetziger Mann und ich sind sehr, sehr glücklich und haben ein ganz liebes Töchterlein. Es gibt einfach nichts Schöneres. Wir haben es wirklich dem lieben Gott überlassen, ob wir noch ein Kind bekommen oder nicht.

Für Ihr aktuelles Doppelalbum haben Sie das Lied „So nimm denn meine Hände“ als Titelsong ausgewählt. Haben Sie ein Lieblingskirchenlied?

Alte Kirchenlieder liegen mir sehr am Herzen. Mich bewegt „Von guten Mächten wunderbar geborgen“. Dietrich Bonhoeffer hat das Lied quasi in der letzten Stunde seines Lebens geschrieben, aber er hat die Hoffnung nie verloren. Er hat gewusst, dass er zu jeder Zeit behütet ist. Das ist ein unwahrscheinlich schönes Gefühl. Das kann man immer wieder in der Bibel nachlesen, dass Menschen, die im Glauben stehen, auch in ihren schwersten, schlimmsten Stunde nie die Hoffnung verloren haben.

Sie gelten mit Ihrer Vier-Oktaven-Stimme in der Welt der Volksmusik als Koryphäe.

Das war eine wunderschöne Laune der Natur.

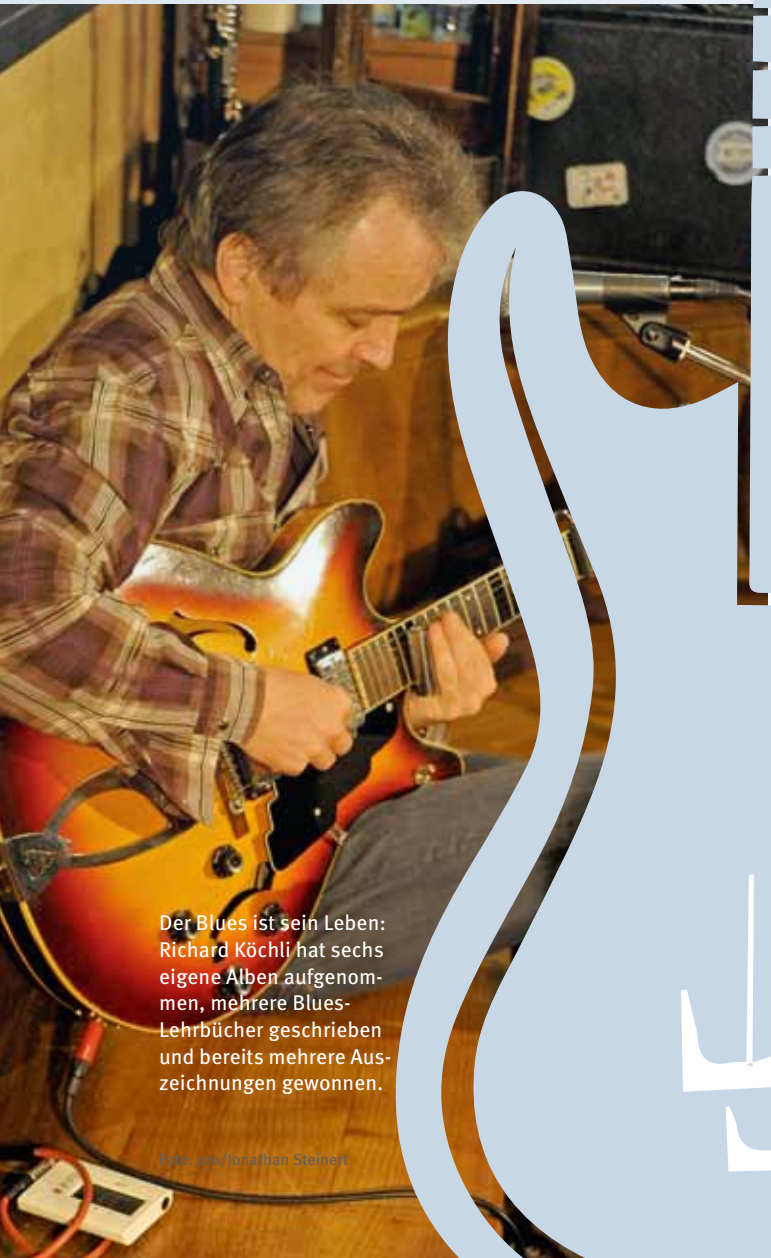
Sehen Sie Ihre Stimme als Gottesgabe?

Auf alle Fälle, ja. Ich sage immer, der liebe Gott hätte auch die Möglichkeit gehabt, mir nach dem Tod meiner Tochter die Stimme wegzunehmen, weil ich anfangs nicht mehr singen konnte. Der Hals war wie zugeschnürt und das Herz tat mir weh. Das fiel mir dann mit der Zeit wieder leichter. Ich glaube, dass das meine Aufgabe ist, für die Menschen da zu sein und zu singen.

Herzlichen Dank für das Gespräch.

Auf der Suche nach dem *BLUES*

Richard Köchli lebt als Gitarrist vom und für den Blues. Das ist für ihn mehr, als Musik zu machen. Auf der Suche nach der wahren Seele des Blues ist er auch auf die Fragen seines Lebens gestoßen. Welche Antworten er darauf gefunden hat, hat er als persönliches Bekenntnis auf seinem aktuellen Album mit aufgenommen. | **VON JONATHAN STEINERT**



Der Blues ist sein Leben: Richard Köchli hat sechs eigene Alben aufgenommen, mehrere Blues-Lehrbücher geschrieben und bereits mehrere Auszeichnungen gewonnen.

Foto: pro/Jonathan Steinert

Ein Metallröhrchen ist für den Schweizer Bluesgitarristen Richard Köchli das wichtigste Utensil. Er steckt es sich auf den kleinen Finger der linken Hand und kann damit über die Saiten gleiten – genüsslich zögernd von einem Ton zum nächsten oder mit Schwung das ganze Griffbrett hinauf, bis der Finger sein Ziel gefunden hat. Beim Sliden wird nicht jeder Ton einzeln angespielt, sondern mit dem Slideröhrchen rutscht der Finger auf der Saite bis zum gewünschten Ton – und alle dazwischen dürfen auch kurz etwas von sich geben. „Bottleneck-Spiel" heißt diese Technik auch. Denn in den Anfangszeiten des Blues haben sich die Musiker dafür einen abgebrochenen Flaschenhals über den Finger gestülpt.

Sliden ist eine der besten Disziplinen Köchlis. Sogar ein Lehrbuch hat er darüber geschrieben. Er hat den Blues und hat damit Erfolg: Sein Lehrbuch „Master of Blues Guitar" wurde 2011 vom Verband deutscher Musikverleger als „Best Edition" ausgezeichnet, zwei Jahre später gewann Köchli den Swiss Blues Award, 2014 erhielt er den Schweizer Filmpreis für die beste Filmmusik in „Der Goali bin ig". Aber Köchli ist auch immer wieder auf der Suche nach dem Blues, nach dem echten Klang. Denn was die besondere Stimmung dieser Musik ausmacht, ist am Ende ein nicht zu ergründendes Geheimnis. Das Sliden ist nur einer der Schlüssel dazu. Der Blues lebt vor allem von ehrlichen Gefühlen und die können beim Sliden auf besondere Weise hörbar werden.

„Searching for the Blues" hat Köchli das Doppelalbum genannt, das er im vergangenen Jahr veröffentlichte – eine Platte mit Soundtracks, an denen Köchli beteiligt war, sowie der Live-Mitschnitt eines Solokonzertes. Soloauftritte „spiegeln ungeschminkt die persönliche musikalische Wahrheit", erklärt Köchli zu dem Album mit eigenen und gecoverten Titeln. Darauf findet nicht nur die Suche nach dem Blues, nach dieser musikalischen Wahrheit Widerhall. Auch seine eigene, persönliche Suche nach dem richtigen Lebensweg und einige der Antworten, die Köchli dabei gefunden hat, klingen auf dem Album an.

Einer der gecoverten Titel darauf ist „You gotta serve somebody" von Bob Dylan. Er handelt davon, dass jeder Mensch, egal welchen Beruf und welche gesellschaftliche Stellung er hat, jemandem dient: dem Teufel oder dem Herrn. Diese Erfahrung hat Köchli selbst gemacht. „Den Moment des Scheidewegs gibt es in jedem Leben. Ich musste mich entscheiden, in welche Richtung ich gehe. Diese Entscheidung muss ich jeden Tag neu treffen", sagt der

53-Jährige. Vor dreieinhalb Jahren hatte er eine tiefe persönliche Krise, Ängste, Panik, Depressionen. Er musste sich eingestehen, dass er fremde Hilfe brauchte. An diesem Punkt entschied er sich, sich an Gott zu hängen und wieder ernsthaft zu beten.

Überlebensblues

Von seiner Suche und dem Scheideweg ist auch Köchlis erster Roman inspiriert, den er ebenfalls im vergangenen Jahr veröffentlicht hat: „Dem Blues auf den Fersen“. Der liest sich stellenweise eher wie ein Längsschnitt durch die Geschichte des Blues als eine Erzählung. Aber wenn Köchli über sein Leben spricht, versteht man, dass er in diesem Buch vieles verarbeitet, was ihn persönlich beschäftigt. Hauptfigur Fred Loosli, Amerikaner mit europäischen Wurzeln, ist unglücklich in seinem Beruf als Buchhalter in einer Werbeagentur. Sein Elixier ist der Blues und dessen Seele sucht er zu ergründen, er will herausfinden, was diese Musik ausmacht, ob sie göttlich ist oder teuflisch. Der Großteil der Handlung spielt sich in seinem Kopf ab. Am Ende erscheint ihm in einer Art Vision der Blues-Pionier Robert Johnson, der ihm erzählt, wie er von Jesus als Mittler zu Gott erfahren habe. Das Ende bleibt offen. Doch es schwingt mit, dass dies die wegweisende Antwort auf Looslis Fragen war.

Als Köchli neun Jahre alt ist, bekommt er den ersten Gitarrenunterricht. Als Jugendlicher lässt er die Musik aber bleiben und entdeckt stattdessen Leichtathletik als seine Leidenschaft, Mittel- und Langstrecke. Mit Anfang 20 findet er wieder zur Musik, studiert die Lieder und Spielweise der klassischen Bluesmusiker und bringt sich Bluesgitarre selbst bei, später fängt er an, dazu zu singen. Es ist seine Überlebenshilfe, denn in seinem Beruf als Sachbearbeiter bei einer Versicherung ist er nicht glücklich. Er ist Stotterer. Immer wieder verkrampft sich sein Gesicht, wenn er spricht. Das beschränkte ihn und einen möglichen beruflichen Aufstieg, sagt er. Mit 28 macht er sich als Musiker selbstständig. „Ich wundere mich heute noch über meinen Mut“, sagt Köchli. „Eigentlich bin ich ein ängstlicher Mensch.“

In dieser Zeit raucht er auch Zigaretten und Cannabis. Viele Blues- und Rockgitarristen vor ihm haben Erfahrungen mit Drogen gemacht; manche sind davon frei geworden wie Eric Clapton, andere Künstler gingen daran kaputt wie Jimi Hendrix. „Cannabis macht einen sehr offen. Alles ist schön, man kann sehr tief in die Musik einsteigen. Aber irgendwann kommt der Hammer“, sagt Köchli. Er macht Erfahrungen mit dem Okkulten und lernt Kräfte kennen, die er „lieber nicht kennengelernt hätte“. Heute nimmt er keine Drogen mehr, auch zu rauchen hat er aufgehört. Manche Kollegen meinten, das gehöre zu dieser Musik dazu, sagt Köchli. Er sieht das anders: „Das ist unlauter, wie Doping. Ich kann diese tiefen Momente in der Musik auch so erleben und beseelt spielen. Das geht aber nicht auf Abruf. Inspiration ist ein göttliches Geschenk.“ Noten kann er kaum lesen. Das hat er zwar einmal gelernt, aber er braucht es beim Singen und Spielen nicht: es würde ihn nur einschränken, sagt er. Er habe ein Gefühl für Melodien und wisse genau, welche Harmonien er greift.

Köchli würde sich als Künstler gern besser selbst verkaufen können. Aber die Rampensau ist er nicht, allein schon wegen seines Stotterns. „Ich weiß, dass ich manches nicht kann. Damit habe ich mich abgefunden. Aber das heißt nicht, dass ich es nicht gern können würde.“ Der Bluesmusiker verortet sich in Sachen Bekanntheit und wirtschaftlicher Erfolg in der C-Liga. Er wäre gern erfolgreicher, mehrere 10.000 verkaufte Platten von einem Album, das wäre sein Traum. Weniger wegen des Ruhmes, vor allem um eine finanzielle Sicherheit zu haben. Im Schnitt verkauft er etwa 1.000 CDs pro Album. Letztendlich komme es auf die Leidenschaft an, auf die stetige Weiterentwicklung, sagt Köchli. „Man muss Vertrauen haben“, sagt er. Wenn er nicht gerade Konzerte spielt oder Alben produziert, gibt er auch ab und zu Gitarrenunterricht, vertont Filme oder beteiligt sich an der Organisation von Musikfestivals.

Es sollte der Herr sein

An einem Novemberabend tritt Köchli bei einem Kneipenkonzert in der Nähe von Zürich als Gastmusiker des Blues-Duos „Red Hot Serenaders“ auf. Etwa 30 Gäste sind da. Ein paar von ihnen tanzen auf den drei freien Quadratmetern bei der Eingangstür des Restaurants. Einer der Besucher hat sich an den Tisch gesetzt, wo Köchli mit einem Glas Wein auf seinen Auftritt wartet. Er ist neugierig, warum heute ein Journalist eines christlichen Magazins dabei ist. Köchli erzählt ihm von seinem Buch, davon, dass er seine Glaubenserfahrung weitergeben möchte. „Ich lasse meinen Glauben subtil mit einfließen, ich will nicht missionieren“, sagt er.

Wenn Köchli beschreibt, wie sein Glaube aussieht, erscheinen die Konturen unscharf. Als Kind wurde er katholisch erzogen, der Kirchgang war für ihn eher eine Pflichtübung. Regelmäßiger Gottesdienstbesuch ist auch jetzt nicht sein Ding, er sucht lieber allein in der Kirche die Stille. Als „freien Christen“ bezeichnet er sich. Er betet täglich, auch vor Konzerten, meist das Vater Unser. Inspiriert ist er auch von der Mystik Meister Eckharts. Dass Jesus am Kreuz gestorben ist, ist für ihn ein Symbol für die Überwindung des eigenen Egos, ein Sieg der Demut; die Anerkennung, dass es jemanden gibt, der höher ist als er selbst, dass es nicht auf alle Fragen eine Antwort gibt. Köchli bewundert die Konsequenz dessen, was Jesus vorgelebt hat. Jesus ist für ihn der Mittler zum Sünden vergebenden Gott. „Ich bin noch am Suchen“, sagt Köchli. Doch dass er eine enge Beziehung zu Jesus hat, aus seinem Glauben Kraft schöpft und Halt darin findet, das sollen auch andere erfahren. In diesem Sinne versteht er sein Buch und das aktuelle Album als persönliches Bekenntnis.

Vier Gitarren hat Richard Köchli an diesem Abend dabei, akustische, elektrische, mit verschiedenen Klangfarben und zum Teil unterschiedlicher Stimmung. Nebeneinander lehnen sie in einem Metallständer. Köchli nimmt sich eines der Instrumente, setzt sich auf die hölzerne Eckbank in dem kleinen Lokal. Den rechten Fuß platziert er auf einem Fußbänkchen, um die Gitarre mit dem Bein besser stützen zu können. Mit dem anderen wippt er den Beat. Die Fingernägel seiner rechten Hand sind länger als die der linken. So kann er besser zupfen. Auf dem linken kleinen Finger steckt der „Bottleneck“. Dann ein energischer Slide über die Saiten und er beginnt zum lässigen Bluesrhythmus zu singen: „You gotta move“ – „Du musst die Welt verlassen, wenn der Herr so weit ist“, so der Text von Fred McDowell.

Auch wenn Köchli sich noch als Suchenden bezeichnet – für die Richtung hat er sich an seinem persönlichen Scheideweg entschieden. Im Bob-Dylan-Song „Serve somebody“ gibt er in einer eigenen Textvariation seine Antwort darauf: „It may be the devil, should be the Lord“ – Es könnte der Teufel, aber sollte der Herr sein.

Musik, Bücher und mehr

Aktuelle Veröffentlichungen, vorgestellt von der pro-Redaktion

Gebete, Tränen und Klaviermusik

Die Brüder Alex und Stephen Kendrick haben schon mehrere christliche Spielfilme wie „Fireproof“ und „Courageous“ in den USA produziert. Nun haben sie mit „War Room“ erneut zugeschlagen: Der Familie Jordan geht es nicht optimal. Die Ehe zwischen Elizabeth und Tony kriselt, und beide haben immer weniger Zeit für ihre Tochter Danielle. Da trifft Elizabeth die alte Dame Clara, und die kennt das Geheimnis des „richtigen Betens“. Das kommt einem Kampf wie im Krieg gleich. Wirklich dramatisch wird dieses Drama aber nicht, leider auch nicht sehr originell, die Dialoge sind steif, das Erzähltempo langsam. Doch wer auf Kitsch mit christlicher Botschaft steht, wird auch mit „War Room“ die richtige Wahl treffen. Ein Film mit sehr viel Tränenflüssigkeit und Klaviermusik. | **JÖRN SCHUMACHER**

„War Room“, Gerth Medien, FSK 6, 115 Minuten, 14,99 Euro, ISBN 4030521743731

Guter Worship, keine Überraschungen

Klassische und eingängige Lobpreismusik: Jesus Culture haben mit ihrem neuen Album „Let It Echo“ den Worship nicht neu erfunden. Ruhige Anbetungslieder wechseln sich ab mit kraftvollen und schnelleren Songs. Das Album ist eine Live-Aufnahme eines Konzertes in Sacramento. Das schafft eine besondere Atmosphäre. Wer Bands wie Hillsong mag, dem wird auch dieses Album gefallen. Gesanglich gehören die Künstler sicherlich zur obersten Liga der internationalen Worshipmusik. Daher ist es beinahe schade, dass auch dieses Lobpreisalbum musikalisch und textlich denen vieler anderer Bands so sehr ähnelt. | **SWANHILD ZACHARIAS**

Jesus Culture: „Let It Echo“, Gerth Medien, 18,99 Euro, EAN 0602547249791

Der Tortur getrotzt

Das Leben in seinem Heimatland Nordkorea, das Timothy Kang in dem Buch „Gegen den Strom“ beschreibt, erinnert an mittelalterliche Zustände, aber nicht an einen Staat im 21. Jahrhundert. Das Regime kann nicht einmal die existenziellen Bedürfnisse seiner Bevölkerung stillen. Mit seiner Mutter flieht Kang aus der „Hölle auf Erden“ nach China. Was die Mutter dort verdient, soll der Sohn zurück zur Familie bringen. Er wird geschnappt und muss in eines der schlimmsten Gefangenenlager. Ausgerechnet dort erinnert er sich an Gott. Ein weiterer Fluchtversuch gelingt und Kang wird zu einem Kämpfer für das Evangelium. Er möchte, dass Menschen von Jesus erfahren. Der packende Bericht über die Zustände in Nordkorea lassen dem Leser teilweise das Blut in den Adern gefrieren. Kang kann nicht über die Verhältnisse in Nordkorea schweigen. Alleine deswegen ist das Buch ein wertvoller Beitrag. | **JOHANNES WEIL**

Timothy Kang: „Gegen den Strom: Meine Flucht aus dem Elend Nordkoreas“, SCM Hänssler, 242 Seiten, 16,95 Euro, ISBN 9783775156950

Ausflug in den Himmel

Als sie fünf Jahre alt ist, wird bei Annabel Beam eine lebensgefährliche Darmkrankheit diagnostiziert. Sie muss künstlich ernährt werden und sich schweren Operationen unterziehen. Anschaulich schildert ihre Mutter Christy, die Autorin des Buches „Himmelskind“, wie ihre Tochter trotzdem nie den Lebensmut verliert und tapfer alle Behandlungen durchsteht. Damit, dass Annabel je wieder gesund wird, rechnet niemand. Eines Tages fällt sie beim Spielen in ein neun Meter tiefes Baumloch. Annabel sagt danach, in den Stunden, in denen sie auf ihre Rettung wartete, habe sie Jesus getroffen: „Er sah aus wie ... wie eine Elfe [...] und dann war es, als ob – Mama, als würde Gott mir durch den Körper des Engels zublinzeln!“ Annabel übersteht den Sturz nahezu unverletzt. Doch das größte Wunder stellt sich erst später heraus: Sie ist vollkommen geheilt. Ein bewegendes, dramatisches Buch, das zu Tränen rührt. | **SWANHILD ZACHARIAS**

Christy Wilson: „Himmelskind: Ein kleines Mädchen reist in die Ewigkeit“, SCM Hänssler, 208 Seiten, 16,95 Euro, ISBN 9783775156694

„Ergreife Gottes Chancen“

„Die Tür ist offen“ ist ein Ratgeber für Menschen, die sich gerne vor Entscheidungen drücken. Von der Frage, ob man einen neuen Kollegen freundlich begrüßt, bis zu Entscheidungen über einen Jobwechsel zeichnet John Ortberg das Bild der von Gott geöffneten Türen – Chancen, die das Leben verändern können. Ortberg ermutigt seine Leser, diese zu entdecken und hindurchzugehen. Wie das aussehen kann, zeigt der amerikanische Pastor und Redner an vielen Beispielen aus seinem eigenen, dem Leben anderer sowie der Bibel. Sie sind gut lesbar, jedoch etwas zu ausführlich, denn die Aussage wird recht schnell klar. Um offene Türen zu erkennen, sei Übung notwendig: Zum Beispiel könne man einer Mutter sagen, dass ihre spielenden Kinder ein großes Geschenk sind. Ob diese und andere Entscheidungs-Übungen tatsächlich helfen, um seine Chancen zu erkennen, ist fraglich. | **CORINNA RUSSOW**

John Ortberg: „Die Tür ist offen“, SCM Hänssler, 304 Seiten, 17,95 Euro, ISBN 9783417266344

Tipps zum Umgang mit Kritik

Jesus fordert dazu auf, Mitmenschen liebevoll auf Verfehlungen aufmerksam zu machen. Dies ist ebenso eine Herausforderung wie das Annehmen berechtigter Kritik. In seinem Buch „Vom heiligen Gebot, miteinander Tacheles zu reden“ geht der freikirchliche Pastor Daniel Plessing auf beide Aspekte dieser „Jesusregel“ ein. Mit schonungsloser Offenheit und Humor beschreibt der Vater von fünf Kindern in alltagsnaher Sprache eigene Schwächen und Versäumnisse. Seine Anliegen verdeutlicht er an einer erfundenen Episode, die sich durch das Buch zieht: Zachäus ist wieder geldgierig geworden, zwei Christen der Gemeinde wollen ihn auf diese Sünde ansprechen. Diese kurzen Einschübe verwirren auf den ersten Blick, weil sie unvermittelt auftauchen. Hilfreich sind die konkreten Beispiele aus heutiger Zeit. Und Plessing macht deutlich: Ein Patentrezept gibt es für Situationen, in denen Kritik angebracht ist, nicht – aber wir können den richtigen Umgang damit immer mehr lernen. | **ELISABETH HAUSEN**

Daniel Plessing: „Vom heiligen Gebot, miteinander Tacheles zu reden. Geistlich wachsen mit der Jesusregel “, SCM Brockhaus, 160 Seiten, 12,95 Euro, ISBN: 9783417267198

Rock und Pop für den Gottesdienst

Alte Kirchenlieder begeistern Jugend- oder Konfirmandengruppen nicht, klassischer Lobpreis ist als Einstieg vielleicht zuviel des Guten. Mit seinem „Songbook“-Album und -Liederbuch will Popkantor Til von Dombois eine Lücke füllen und junge Menschen für christliche Lieder begeistern. Auf den zwei CDs finden sich von ihm selbst oder von lokalen Künstlern geschriebene Lieder. Sie sprechen inhaltlich in die Lebenswelt von Jugendlichen: Es geht um den Sinn des Lebens, Liebe, Sehnsucht und Träume. Alle stellen sie mehr oder weniger eindeutig die Verbindung zu Gott und zum christlichen Glauben her. Keiner wird davon überfordert, jeder kann aber etwas mitnehmen. Musikalisch findet sich beinahe alles von Pop über Rock bis Rap. Das Buch liefert zudem Noten und Text, um das Gehörte umzusetzen. „Popkantor“ ist ein Projekt des Kirchenkreises Laatzen-Springe in Niedersachsen und will moderne Musik in Gottesdienste bringen. Das scheint zu gelingen. Gerne mehr davon! | **SWANHILD ZACHARIAS**

Popkantor: „Songbook“, Polygamusic, 19,95 Euro, ASIN B019IC3HMS

Frauen, die Mut schenken

Fünf starke Frauen der Bibel werden in „Wunderbar geleitet“ lebendig, darunter Lydia, die erste europäische Christin, sowie die Schwestern Rahel und Lea. Lebensnah erzählt Elisabeth Mittelstädt, Gründerin der Zeitschrift Lydia, deren Geschichten und veranschaulicht sie durch Beispiele aus ihrem eigenen Leben. Jeder Frau widmet sie ein Kapitel und bringt ihre Leserinnen mit gezielten Fragen ins Nachdenken. Zum Beispiel mit Noomi, die nach vielen Schicksalsschlägen den Mut hatte, verwitwet nach Hause zurückzukehren. Sie überwand nicht nur Landesgrenzen, sondern spürte auch, wie Gott ihr seine Gnade schenkte. Das Buch ist nicht nur ein Ratgeber für Frauen in allen Lebenslagen, sondern auch geeignet, um biblische und kirchengeschichtliche Zusammenhänge zu verstehen. Der Untertitel „Was wir heute von Frauen der Bibel lernen können“ ist treffend gewählt und von der ersten Seite an fesselnd umgesetzt. | **CORINNA RUSSOW**

Elisabeth Mittelstädt: „Wunderbar geleitet. Was wir heute von Frauen der Bibel lernen können“, Gerth Medien, 160 Seiten, 14,99 Euro, ISBN 9783957340900

Anzeige

Perspektiven für Leben und Beruf

christliche medien akademie

DER GEMEINDEBRIEF

DAS LEITMEDIUM DER GEMEINDE

Lernen Sie im Seminar, wie Sie Ihren Gemeindebrief planen und wie Sie mit lesenswerten Texten und anschaulichem Layout Ihre Zielgruppe erreichen.

REFERENT
Michael Gutekunst, Diakon und Öffentlichkeitsarbeiter

TERMIN
16. April
10-18h

PREIS
145,-

DAS A UND O DER PRESSE- UND ÖFFENTLICHKEITSARBEIT

DIE WICHTIGSTEN WERKZEUGE FÜR EFFIZIENTE AUSSENWIRKUNG

Im Seminar erarbeiten Sie praktisch, wie Sie Ihr Anliegen professionell und profiliert auf verschiedenen Kanälen – von der Presse über Flyer, Schaukasten und Internet – in die Öffentlichkeit bringen.

REFERENTIN
Astrid Jaehn, Leiterin der Medienagentur „zeichensetzen“

TERMIN
22.–23. April
17–21h/
9–17h

PREIS
185,-

Weitere Informationen und Anmeldung unter: christliche-medienakademie.de

Christliche Medienakademie | Steinbühlstraße 3 | 35578 Wetzlar | Telefon (0 64 41) 9 15 166 | Telefax (0 64 41) 9 15 157 | info@christliche-medienakademie.de